

“ Ich gehe raus - und bin doch zu Haus“

und andere Texte

von Inge Meta Hülbusch



der Autorin zum 60. Geburtstag gewidmet
von der AG Freiraum und Vegetation

Notizbuch 47 der KASSELER SCHULE

Hg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel 1997

“ Ich gehe raus - und bin doch zu Haus“

und andere Texte

von Inge Meta Hülbusch

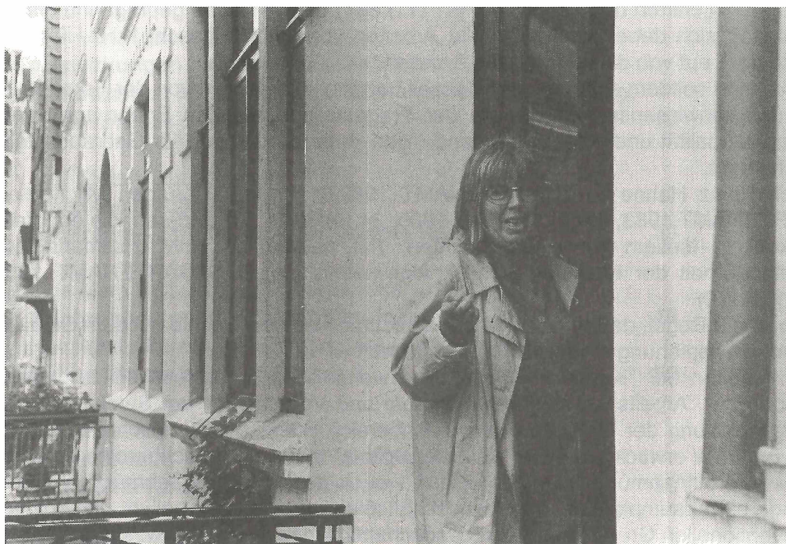


Foto: Katharina Hülbusch

der Autorin zum 60. Geburtstag gewidmet
von der AG Freiraum und Vegetation

Notizbuch 47 der Kasseler Schule

1. Auflage 1 - 750, August 1997

Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (Gemeinnütziger Verein)

Vereinsadressen: c/o BSL -Christine A.Vetter, Elfbuchenstrasse 16, 34119 Kassel (Telefon: 0561-775309, Telefax: 0561-12269); **und:** c/o Karl Heinrich Hülbusch, Bückeburger Str. 16, 28205 Bremen.

Redaktion: Helmut Böse-Vetter. **Typoskript:** Jutta Hoheneder. **Druck und Bindearbeiten:** Völker & Ritter GmbH, Schwanallee 27-31, 35037 Marburg/L. **Bestellungen an:** oben genannte Adressen der AG Freiraum und Vegetation. **Vereinskonto:** Kasseler Sparkasse (BLZ: 520 503 53) Nr. 059 475.

Umschlagzeichnung: Helmut Böse-Vetter. Alle Rechte bei den Autoren und Autorinnen.

Zu den Notizbüchern und zur Kasseler Schule

Seit 1985 werden von der **"Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation"** die **Notizbücher der Kasseler Schule** herausgegeben. Zum Abdruck kommen vornehmlich studentische Beiträge, die in der Tradition des forschenden Lernens und Lehrens erarbeitet wurden. In die Notizbücher ist durch Betreuung und Beiträge die Arbeitserfahrung von Berufstätigen eingebracht und dargestellt. Dissertationen, thematische Aufsatzsammlungen, 'Nachlesen' und gelegentlich Auftragsarbeiten (Gutachten) ergänzen die Reihe, die Ausdruck und Beleg der Arbeiten aus der "Kasseler Schule" sind.

Zur **"Kasseler Schule"** wollen wir hier eine notwendige Erläuterung geben, weil aus Unkenntnis oder Absicht häufig eine falsche Darstellung verbreitet wird. Eicke Schmidt hat 1981 in Garten und Landschaft (91 (11):881) diesen Begriff geprägt und eingeführt. Er bezog sich dabei explizit auf die Arbeiten von I.M. Hülbusch, K.H. Hülbusch, H. Böse bzw. auf von diesen betreute Arbeiten.

Damit sind seitdem Arbeiten aus 'Kassel' benannt, die sowohl von der Erkenntnistheorie (Indizienwissenschaft) wie von der Fragestellung her den Erfahrungen von Gebrauchsqualität und -daran lernend- den Voraussetzungen für Gebrauchsfähigkeit nachgehen.

Nach Heinz Hahne (DAS GARTENAMT 1982,31 (11):693), Jürgen Milchert (DAS GARTENAMT 1983, 32 (2):116 und: 1985, 34 (9):651) und anderen, die ebenfalls das 'Etikett' in diesem Sinne gebrauchten, hat neuerdings H.W. Hallmann auf die "Besonderheit der Kasseler Schule hingewiesen" (in: DAS GARTENAMT 1992, 41 (3):165-170).

Nun ist die Regel, daß von außen betrachtet die Kasseler Schule mit dem Studiengang Landschaftsplanung an der GhK gleichgesetzt wird.

Die Arbeiten der "Kasseler Schule" sind weitgehend Ergebnisse der Lehr-Lern-Forschung der "Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation" am Studiengang Landschaftsplanung der GhK. Aus dem Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung wird der Eindruck erweckt, daß die "Kasseler Schule" mit diesem Fachbereich identisch sei. Diese Vereinnahmung über den Begriff - auch der beliebige Gebrauch der Bezeichnungen 'Freiraumplanung' und 'Landschaftsplanung' - ist sehr beliebt und soll von der konventionellen Grünplanung und Landschaftspflege ablenken bzw. sie kaschieren. An den Arbeiten der "Kasseler Schule" sind sie unbeteiligt.

Die "Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation" ist in einer offenen Arbeitsvereinbarung von Berufstätigen, Lehrenden und Studierenden lernend, lehrend und forschend tätig. Seit 1985 veröffentlicht sie zusammen mit einem gleichnamigen gemeinnützigen Verein, dessen MitgliederInnen vornehmlich nicht nur außerhalb Kassels, sondern auch außerhalb der Hochschule tätig sind, die "Notizbücher der Kasseler Schule".

Die Kasseler Schule hat ihren Namen nach dem 'zufälligen' Arbeitsort vieler Beteiligten an der Arbeit. Alle Versuche den Ortsnamen gegenüber den Inhalten und Ergebnissen der Arbeit in den Vordergrund zu schieben, sind zwar verständlich, wenn jemand abstauben oder nivellieren will; sie sind aber schlicht falsch, weil die Kasseler Schule über die Arbeit und nicht vom Ort ihren Namen hat.

Für Interessierte: In Notizbuch 2 sind 'programmatische Anmerkungen' zur Kasseler Schule formuliert. Notizbuch 10 enthält Beiträge zur und aus der "Kasseler Schule" sowie eine Bibliographie der veröffentlichten Arbeiten von 1968-1989.

Inhalt

Käthe Protze : Pfirsiche am Wegesrand	4
Inge Meta Hülbusch - 1981 - Lakaienarchitektur oder: Gedanken beim Versuch, eine Stadt zu lieben.	7
Inge Meta Hülbusch - 1991 - Die Stadt der Frauen	11
Inge Meta Hülbusch - 1971 - Auswirkungen naturwissenschaftlicher Grenzen der Zumutbarkeit auf die Landschafts- und Regionalplanung. Ein Beispiel aus dem Ruhrgebiet.	18
Inge Meta Hülbusch - 1987 - Innenhaus-Außenhaus / Spielraum - Streifraum - Der gelebte Raum.	30
Inge Meta Hülbusch und Ulrike Läsker-Bauer - 1978 - Erfahrungen mit der Feldabhängigkeit	40
Heinrich Hülbusch und Roman Läsker-Bauer -1978- Haben Sie etwas zu bedauern ?	52
Inge Meta Hülbusch - 1987 - Ich gehe raus - und bin doch zu Haus. Wie kleine Kinder wohnen können.	59
Inge Meta Hülbusch - 1990 - Die Angst vor dem Garten der Anderen	62
Inge Meta Hülbusch - 1987 - Das Außenhaus - einmal anders. Was machen wir Frauen draußen?	71
Inge Meta Hülbusch -1983 - Freiraum von Frauen für Frauen - Freiraum von Frauen.	79
Inge Meta Hülbusch - 1985 - Die ideale Assistentin	87
Inge Meta Hülbusch - 1986 - Vorsicht ! Versuchsgelände ! Variationen über eine These von Barbara Sichtermann: Die Frau beim Grübeln auf eigene Faust - oder: Wie der Mann von der Bürde der Bedeutung entlastet wird.	90

Pfirsiche am Wegesrand

In ihrem Seminar "Zu Nutz und Frommen - (Frauen)Garten Geschichte(n)" (im Feb. 1993) erzählte Inge Meta Hülbusch, daß sie Gartenarchitektin werden wollte, um dicke Pfirsiche zu züchten. Dicke Pfirsiche, das stand gleichzeitig für Nahrung und Sonne, berühmt werden, ein Schloß und Frankreich, also für die alltäglichen Notwendigkeiten und die Schönheit und Üppigkeit, das 'Überher'. Dabei erklärte sie das 'Überher' als die Möglichkeit, eigene Entscheidungen treffen zu können, Wahlmöglichkeiten zu haben. Diesen persönlichen Wunsch hat sie in ihrer Arbeit zu einer grundlegenden Aufmerksamkeit gewendet: Zu der Debatte der alltäglichen Lebensbedingungen der Leute, zu denen immer die Sicherung des Notwendigen gehört, aber auch die Möglichkeit, sich innerhalb der Lebensgrundlagen ein 'Überher' schaffen zu können - also 'Brot und Rosen', wie sie in oben genanntem Seminar erzählte, als selbstverständliche Früchte im Garten und, metaphorisch genommen, im Alltag. Mit 'Freiraum' ist dann ganz konkret der baulich-organisatorische Rahmen, sind aber auch im übertragenen Sinne die Wahl- und Entscheidungsmöglichkeiten der Leute gemeint. In ihrer Arbeit betrachtet sie 'Freiräume' von vielen verschiedenen Seiten und debattiert diese aus unterschiedlichen Anlässen an verschiedenen Gegenständen.

Untrennbar mit ihrem Namen verbunden ist "Innenhaus und Außenhaus". Mit diesem Text zur Bedeutung von Haus und Hof, Vorgarten und Straße für die Haus- und Familienarbeit formulierte Inge Meta Hülbusch 1978 zwei grundsätzliche Geschichten für die Freiraumplanung. So rückt sie die 'Produktion der Reproduktion' und damit die tägliche Arbeit, die hauptsächlich von Frauen gemacht wird, ausdrücklich in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und beschreibt sie als Ausgangspunkt der Freiraumplanung. Und sie debattiert die baulich-organisatorischen Voraussetzungen, die notwendig sind, damit diese Arbeit ohne allzu große Schikanen organisiert und gemacht werden kann. Damit hebt sie eine Arbeit in den Vordergrund der Planung, die in Architektur, Stadt- und Grünplanung als rückständig denunziert wird und daher keine professionelle Beachtung findet. Dementsprechend setzt sie der üblichen Diskussion um den Wohnungsbau in der Grünanlage und das freistehende Einfamilienhaus mit grüner Bordüre das gereichte Haus an der Straße mit Vorgarten, Hof und Garten gegenüber. Sie debattiert damit einen baulich-organisatorischen Rahmen, der den Leuten Platz gibt, in dem sie sich ihren Alltag einrichten können, und damit einen Freiraum bietet, der das Notwendige sichert und gleichzeitig auch ein 'Überher' möglich macht. Der Alltag ist darin die Summe der notwendigen Arbeit, ihrer anstrengenden und auch ihrer vergnüglichen Seiten. Er ist aber immer produktiv überlegt.

Mit der Wiederentdeckung von Leberecht Migge und den Worpsweder Gärten hob sie ein Stück verschwiegener Gartengeschichte - und fand eine innerprofessionelle Ergänzung ihrer Debatte. So grub sie mit L. Migge einen Kollegen aus, der im Gegensatz zum Zeitgeist der 20er Jahre den Garten v.a. als Produktionsort verstand und als Recht für alle Menschen einforderte. Migge setzte das 'Leben vom Land' dem 'Leben auf dem Lande' entgegen (Hülbusch, I. M. 1978). Er ist trotz seiner Widersprüchlichkeit ein Beispiel dafür, daß der Streit um die Bedeutung der gärtnerischen Produktion im Rahmen der Hauswirtschaft und damit zusammenhängend um den Garten in der Profession der Grünplanung eine lange Tradition hat. Seine Außenseiterposition und sein Versinken in Vergessenheit zeigen den Stellenwert, der in der Profession seiner Arbeit gegeben wurde. Desgleichen gilt für die Gärten der bekannten Worpsweder Künstler wie H. Vogeler, O. Modersohn, C. E. Hoepff, B. Hoetger. Mit der Beschreibung ihrer Gärten und ihrer Versuche der Selbstversorgung, hat Inge Meta Hülbusch eine Seite der 'Worpsweder' zum Vorschein gebracht,

die in der Kunstgeschichte gerne vergessen wird (Hülbusch, I. M. 1991). Dieses Interesse an der Arbeit und dem Alltag der Leute prägt auch ihre Arbeit in den Vorphasen verschiedener Dorferneuerungen, in den Medienkatalogen zur Dorferneuerung (Regional Impuls e. V. 1991 und 1994) und in den 'Spurensicherungen' (gemeinsam mit D. Lecke). Die Arbeiten auf dem Dorfe sind von der Absicht getragen, die Leute vor Ort ernst und ihren Alltag wichtig zu nehmen. So wurden in den 'Spurensicherungen' gemeinsam mit DorfbewohnerInnen Geschichten vom Dorfleben gesammelt und aufgeschrieben. Grenzüberschreitende Seminare mit dem Motto 'was hat Thüringen mit Nordhessen zu tun' mit Jugendlichen wurden organisiert, bevor die DDR von der BRD vereinnahmt wurde. Die DorfbewohnerInnen, v.a. viele Jugendliche, verfaßten Texte zum Verständnis ihres Lebensortes, zu ihrem eigenen Verständnis aber auch zu dem der LeserIn. Die 'Spurensicherungen' sind somit gegen den kolonialistischen Blick der StädterInnen auf das Land und gegen den planerischen Zugriff gewendet.

Gegen den Zugriff auf die Lebensbedingungen der Leute und damit auch auf die eigenen Lebensbedingungen war auch ihre Arbeit während der 70er Jahre in der Bürgerinitiative gegen Immissionen 'Reine Luft für Morgen' in Gladbeck, in der Anti-AKW Bewegung in Bremen und dann in Kassel 'Basta - Bürgeraktion Stopp Atomenergie' insbesondere gegen die WAA in Nordhessen gerichtet.

Einen gewichtigen Teil der Arbeit von Inge Meta Hülbusch nimmt die Debatte der Frauenrolle ein. Und hierbei knüpft sie immer wieder an Themen und Stationen aus ihrem eigenen Lebensweg an: Die Notwendigkeit der Verfügung über die Gebrauchsqualitäten von Innenhaus und Außenhaus, um gleichzeitig als Mutter von drei Kindern, Ehefrau, Planerin und mit ihren eigenen Interessen zurecht zu kommen. So liegen ihre Schwerpunkte bei der Beschreibung der Haus- und Familienarbeit, v.a. dem Leben mit Kindern, und ihren notwendigen Bedingungen einerseits. Andererseits spürt sie den 'Frauen-Gärten' nach. Hier gräbt sie wieder einmal Spuren einer verschwiegene professionellen Tradition aus, diesmal der Tradition von Frauen in Gartenarchitektur und Planung. So beschreibt sie die Rolle der Haus- und Familienfrauen, aber auch der Planerinnen und nicht zuletzt der Partnerinnen von Planern. Damit greift sie als eine der ersten die Frage des professionellen Selbstverständnisses von Frauen auf. Im Gegensatz zur 'feministischen Planung' debattiert sie die Frauenrolle jedoch jenseits jeglicher Lobbypolitik als eine Frage der aktuellen und historischen Arbeitsvorstellungen und Arbeitsmöglichkeiten von Frauen - sowie der Zumutungen und Hindernisse, die ihnen im Alltag und Berufsleben entgegen gesetzt wurden und immer noch werden.

Viele dieser Zumutungen und Hindernisse kennt sie aus ihrem eigenen Lebensweg. Denn mit ihren Arbeitsschwerpunkten greift sie Themen auf, die in Grünplanung und Landespflanze lieber prinzipiell verschwiegen, und wo das nicht möglich ist, denunziert und sabotiert werden. Zu ihren professionell ungeliebten Inhalten kommt dann noch die Verbindung mit einem professionell angefeindeten Hochschullehrer. Beide Seiten, Arbeitsinhalte und Sippenhaft als Ehefrau, führen dazu, daß ihr ein regulärer Arbeitsplatz schließlich dauerhaft verwehrt bleibt. Eine Anstellung als 'wissenschaftliche Mitarbeiterin' an der Uni Oldenburg (1992-1994) wurde intrigant beendet. Wie die Profession auf die konkreten Arbeitsinhalte reagiert, ist außerdem an "Innenhaus und Außenhaus" sehr gut zu verfolgen. Denn dieses Buch wird von KollegInnen selten gelesen, noch seltener verstanden, aber oft und gerne verwurstet. So werden die Begriffe, manches Mal auch kunstvoll abgewandelt, immer wieder benutzt, zumeist jedoch inhaltlich gewendet, so daß die Debatte ums Haus letztendlich wieder beim Geschoßwohnungsbau endet. Daß der Name der Autorin nicht auftaucht gehört zu dieser Vereinnahmungsstrategie dazu. An dieser Stelle sind sich

auch Männer und Frauen der Profession einig. Wie z. B. die Materialien der "Frauen-Werk-Stadt Wien" zum gleichnamigen Wettbewerb (MA 57, 1993) zeigen, in denen "Innenhaus" und "Außenhaus", natürlich unzitert, für den Zeilenbau herhalten müssen, ist die vordergründig hochgehaltene Frauensolidarität schnell zu Ende, wenn es ums Geschäft geht.

Mit einer Arbeit, die den Arbeitsgegenstand und die Menschen ernst nimmt - und die nicht opportunistisch ist, lassen sich eben keine Schlösser erwerben. Berühmtheit ist zu erlangen, sie bleibt aber unzitert und ungelobt. Aber wie Kate Fansler Hannah Arendt zitiert: "Ich bin mehr denn je davon überzeugt, daß eine anständige menschliche Existenz nur an den Rändern der Gesellschaft möglich ist" (Cross, A. 1997:54). Und so ist die Beständigkeit im Querdenken, die wir von Meta kennen, auch ein Weg, sich 'Freiraum' zu schaffen. Die Sonne, die Rosen, das 'Überher', d. h. auch die Entscheidungen und die Wahl des Lebensweges strahlen und gedeihen dann auf den alltäglichen Wegen und an deren Rändern. Ebenso wie "Innenhaus und Außenhaus" in der Beschreibung des Alltäglichen und alltäglich Notwendigen eine paradigmatische Arbeit für die Freiraumplanung ist, die das Verständnis von 'Freiraum' grundlegend geprägt hat und die im Prinzip alle nachfolgenden Arbeiten mitträgt.

In diesem Notizbuch sind nun Texte von Inge Meta Hülbusch zusammengetragen, die im Laufe der Jahre zu verschiedenen Anlässen an verschiedenen Stellen an der Gesamthochschule Kassel, im Rahmen der 'Spurensicherungen', in Broschüren oder Zeitschriften veröffentlicht wurden. Auf Auszüge aus "Innenhaus und Außenhaus" wurde verzichtet, da dieses Buch sowieso in jedem PlanerInnenregal stehen sollte und außerdem noch erhältlich ist. Die Idee zur Sammlung der Texte ist nicht ganz uneigennützig, weil uns damit viele verstreute und schwer zugängliche Texte von Meta zur Verfügung stehen. Der Anlaß zur Sammlung ist ein runder Geburtstag.

Und so wünschen wir Dir, liebe Meta, alles Gute zu Deinem 60., viel Spaß mit Deinem Notizbuch und weiterhin viel Freude am Sammeln, Stöbern, Zusammentragen und Aufschreiben - und uns noch manches Kaffeetrinken bei Dir in Bremen oder in Kassel.

Herzliche Glückwünsche,



(Käthe Protze)

Cross, Amanda (1997): Spionin in eigener Sache. München.

Hülbusch, Inge Meta (1978): Innenhaus und Außenhaus - Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe der Organisationseinheit Architektur, Stadt und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Heft 033. Kassel.

Hülbusch, Inge Meta (1978): 'Jedermann Selbstversorger' - Das koloniale Grün Leberecht Migges. In: Burckhardt, Lucius (Hrsg.) Form ohne Ornament. Der Werkbund in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Stuttgart. Wiederveröffentlicht in: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg. 1989): Notizbuch 10 der Kasseler Schule - Nachlese Freiraumplanung. Kassel.

Hülbusch, Inge Meta (1991): Gärten in Worpsswede von der Jahrhundertwende bis heute. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 25 der Kasseler Schule - Worpsswede und umzu. Kassel.

MA 57, Magistrat zur Förderung und Koordinierung von Frauenangelegenheiten Wien (1993): Materialien zur Frauen-Werk-Stadt Wien - Architektinnen-Wettbewerb. Wien.

Regional Impuls e. V. (Hrsg. 1991): Medienkatalog Dorferneuerung Teil 1, BearbeiterInnen: Hülbusch, Inge Meta; Lecke, Detlev. Frankfurt am Main.

Regional Impuls e. V. (Hrsg. 1994): Medienkatalog Dorferneuerung Supplement I/II, Bearbeiterin: Hülbusch, Inge Meta. Frankfurt am Main.

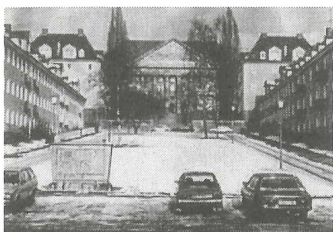
Inge Meta Hülbusch (1981)

Lakaienarchitektur¹

oder: Gedanken beim Versuch eine Stadt zu lieben

Mein Gott, was für eine Stadt!

Erste Eindrücke von Kassel im Sommer 1973: Henschelgarten, Weinberg, Basaltmauern, Autos. Der Henschelgarten ist schön, ist monumental, öffnet zur „Unterstadt“ und rahmt sie: Waldau, Bettenhausen, Unterneustadt - Industrieviertel. Wir da oben, Ihr da unten? Die Henschel-Zeiten sind vorbei, wir leben doch in einer Sozialdemokratie! Scheidemann war in den zwanziger Jahren hier Bürgermeister, die Gründerzeit mit den großen Unternehmern wie Aschrott und Henschel ist vorbei. Der Kurfürst ist vorbei, schon längst, 1866 durch die Preußen abgelöst. „Kassel wird Weltstadt“, sagte man damals in Berlin. Kassel wurde die Stadt der Beamten und der (Rüstungs-)Industrie. Für die einen - die Beamten - plante Aschrott ab 1869 das „Hohenzollernviertel“². Und die anderen? Wo ist der Werkwohnungsbaubau wie im Ruhrgebiet, wo ist der Genossenschaftswohnungsbaubau? Wo sind die Gärten?



- 1–4 monumenta urbana,
wo ich hinsehe: Schlösser
5, 6 Die Geysosiedlung wurde
1930/31 bezogen
7 Streukisten zum Spielen

Allmählich, im Laufe der Jahre, gewinnt die Stadt für mich Gestalt. Der schöne Rahmen des Henschelgartens wird Erinnerung. Schreibe ich ihn jetzt schon ab, weil der den Rahmen für ein Hotel billigster Architektur und internationalen Ausmaßes abgeben soll? Ihr da oben, wir da unten. Absteige für Industriekapitäne und Staatssekretäre - Kassel wird endlich Weltstadt („Kassel-Calden: das Café mit dem größten Landeplatz der Welt“ - sagt man), Kassel bekommt internationale Dimensionen, hier wird etwas verhandelt, Kassel hat etwas zu bieten: Panzer, Atom. Kassel bekommt Arbeitsplätze. Wo sollen denn die Arbeitsplätze für die Wiederaufbereitungsanlage für Atommüll - das hessische Gölleben heißt im März 1981 Volkmarsen und liegt nur 30 km von hier - verhandelt werden? Der Rahmen für die „herrschend Gleichzeitigen, die Männer up to date. Nicht so als ob sie die Antriebe ihrer Zeit durchschauten, aber sie nehmen hellwach die Chancen wahr, die sie bietet“³.

¹ aus: Deutsche Bauzeitung, Heft 6, 1981: 20-21, Stuttgart.

² I.M. Hülbusch und U. Läscher-Bauer: „Verfügbarkeit der Freiflächen im Kasseler Westen unter besonderer Berücksichtigung der Goetheanlage“, Kassel 1981

³ Ernst Bloch: „Tübinger Einleitung in die Philosophie I“, S. 122, Frankfurt / M., 1967

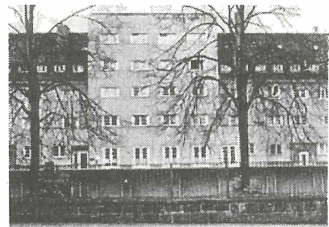
Wo zeigt sich denn der Bürgerwille? Sind hier Arbeiter keine Bürger? Die Wohnungsbauprogramme z. B. der zwanziger Jahre - wo sind sie in Kassel? Ich laufe durch die Stadt, durch den Kasseler Westen. Stadt der documenta, der documenta urbana? Stadt der Monumente - *monumenta urbana!* Wo ich hinsehe: Schlösser (Bild 1-4). Wo sind denn die Gärten? Ich träume von den norddeutschen Küstenstädten, von Holland, von der Frankfurter Römerstadt, von Berlin - Onkel Toms Hütte, von den Zechensiedlungen im Ruhrgebiet, von der Heubergsiedlung in Wien, träume von Innenhaus und Außenhaus ⁴. Warum hat Kassel nicht einen Ansatz zur Geborgenheit, zur Lebendigkeit versucht? Die „Geysosiedlung“ wurde 1930/31 bezogen (Bild 5, 6). Rede sich keiner heraus, man hätte es nicht gewußt in Kassel, daß man auch anders bauen kann. Daß es blühen kann um die Häuser - nicht nur in Kästen und Kübeln - , daß man seinen Garten am Haus selber bestellen kann, ohne die Tür abschließen zu müssen - raus und rein, rein und raus, wie´s einem beliebt. Keine Freiheit ? „Kleine Freiheit!“ ⁵



Bild 5, 6

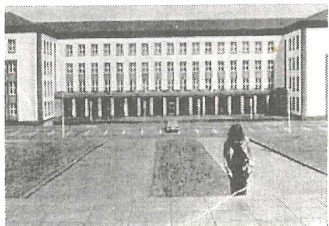


7



3

4



⁴ I.M. Hülbusch: „Innenhaus und Außenhaus - Umbauter und sozialer Raum“, Kassel 1978
⁵ so heißt der Film über die Kleingärtner in Zürich-Herdern von H.-U. Schlumpf, Zürich 1978

„Gewiß, das ist die Arbeit der Großen und Einzelnen. Aber wir anderen sind, weil wir weniger zu leisten scheinen, nicht geringer und unsere Arbeit ist nicht nebensächlich. Wir sind der Untergrund. Der Rhythmus jener Harmonie, der aus unserer tausendfältigen Arbeit als bisher nur gering benutztes Nebenprodukt gewissermaßen von selbst entsteht, er ist erst die eigentliche Nahrung der Formmöglichkeiten, welche zu erkennen und zu schaffen unserer Gattung ... beschieden sein könnte. Er ist es auch für den Garten. Nicht wissenschaftliche Überlegungen und ästhetisierende Empfindungen sind geeignet, unseren eigenen Garten heranzubilden ..., sondern der Arbeits-Rhythmus, der aus einer vielfachen, dauernden Anwendung als der kleinen geistigen Züge und tatsächlichen Handlungen, die insgesamt ein reges Gartenleben aumachen, entsteht: Das ist der wahre rhythmische Untergrund der Gartenkultur des zwanzigsten Jahrhunderts! Einer Gartenkultur als Natur und Kunst in einem. Hier liegt der nächste und wohl auch einzige Weg, die Welt des Gartens glücklich zu erneuern.“⁶

Die Arbeit der Sklaven gehört den Herrschaften, sagte man in Pompeji. Verflixt noch mal, hört denn *die* Arbeit niemals auf ? Denn auch das Wohnen gehört den Herrschaften. Gesindewohnungen - Lakaianarchitektur! Ich denke an die „Hängeböden“ - die Schlafstätte der Dienstmädchen - im Berlin der Gründerzeit ⁷.

Hängeböden für Kinder? Was ist denn mit den Kindern hier? Wo werden sie denn hingestopft? Mülleimer, Streukisten zum Spielen - sicher, das macht ab und zu Spaß - aber immer? Wo sind denn die demokratischen sozialen Programme, für die sie einst kämpften? Ist das der Erfolg: Betonklötze mit Klein-Brokdorf drauf?

Von der Hessischen Kinder-Spielplatzverordnung ist auf diesem Spitzenreiter nordhessischer Baukunst nichts zu merken: wer zählt, schafft an. Eine Ablösesumme reicht. Heil durch (Ziegel-)Steine!

Wo ist hier die Sonne, sind die Blumen? Depressed area? Mensch, warum laßt Ihr Euch das gefallen? Warum sagt Ihr nicht: Wir wollen einen Garten, zumindest ein Stück Land am Haus, auf dem wir sitzen wollen, das wir bearbeiten wollen, auf dem wir vielleicht auch nichts tun wollen (Bild 8).

Ansätze sind da, freiwillig und von der Stadt organisiert ⁸. Besitz ergreifen von seiner Umwelt - nicht einmal das ist hier selbstverständlich. Die Angst und das „Aber“ sind stärker. Die Nachbarn haben's schön, ja, aber wir dürfen es doch nicht so machen Der Hauswirt, die Siedlungsgesellschaft ... ja aber, aber, aber....,

Es ist offensichtlich etwas falsch an der Idee, eine Reihe von Häusern auf die Seite zu kippen. Das Kippen, das Stapeln verhindern die Möglichkeit, sich nach draußen zu äußern, sich selbst darzustellen, verhindern das Recht auf Veränderung des Außenhauses, das Recht auf eigene Entscheidung. Das „Instand(be)setzen“ ist hier notwendig: besetzt Euer Außenhaus, macht es zu *Eurem* Außenhaus, Ihr seid doch die Bewohner der Stadt. Zeigt, wer und wie Ihr seid.

Laßt Euch nicht in die Höfe hineinregieren. Lebt doch in Euren Häusern nicht nur drinnen, laßt Euch nicht einsargen. „Bevor wir sterben, wollen wir leben!“⁹

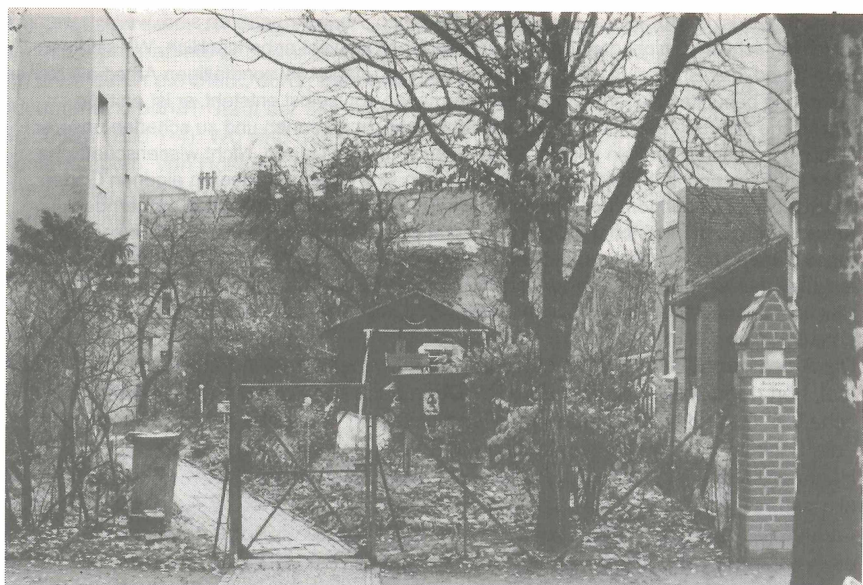
Modriger Duft vergammelnder Städte. Macht aus dem Moder Humus. Laßt es doch wachsen.

⁶ S. 150, Leberecht Migge: „Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts“, Jena 1913

⁷ S. 177 f, I. Weber-Kellermann: „Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte“, 2. Aufl., Frankfurt/M., 1975

⁸ Magistrat der Stadt Kassel (Hrsg.): „Neues Wohnumfeld in alten Stadtteilen“, Kassel 1980

⁹ R. Vogt: „Bevor wir sterben, wollen wir leben! Strategien der Lebensbewegung“, Umweltmagazin 1 : 27-29, Berlin, 1981



8

..... einen Garten, zumindest ein Stück Land am Haus...



Stadthallengarten Kassel 1993

Inge Meta Hülbusch

DIE STADT DER FRAUEN ¹

Was wir wollen - was wir sollen - was wir können - was wir tun Von der Aneignung des Freiraums

z. B. Hamburg.

Im Wortschatz einer zwanzigjährigen Studentin, die ganz bewußt diese Stadt gewählt hat, gibt es dafür die Erklärung: „Weltstadt, in der was los ist“, während meine Generation im gleichen Alter „das Großstadtleben pulsieren sah“, den „malerischen Fischmarkt“ aufsuchte, aber auch von der „ehrlich rabiaten Stadt“ sprach, in der „der (‘Scheiß’-)Kapitalismus so richtig sichtbar würde, im Gegensatz zur „Kulissenstadt“ Bremen z. B., in der die Reihenhäuser (vielleicht) die Demokratie nur vortäuschen, die im sog. „Viertel“ eine Drogenstadt ist und in der sog. Östlichen Vorstadt eine Pärchenstadt bzw. bei Heimspielen von Werder Bremen eine von Singen und Brüllen erfüllte Männerstadt: „Toooooor !!!!“

Ein „Feriengefühl“ produzieren beide Städte zumindest bei Neu-BürgerInnen. Die so schönen neo-klassizistischen Fassaden der Reihenhäuser der reformierten Städte in Nordwestdeutschland und Holland, über denen ein Hauch Italien liegt, sind im Alltag allerdings unverwechselbar, können von den BewohnerInnen mehr „auf den Leib geschneidert“ werden, als viele Straßen z. B. in Hamburg: sie bekommen ihr „Gepräge“.

So können wir, wenn wir als „städtische“ Bebauung die dichte Bebauung benennen und die Einfamilienhausgebiete und Villenvororte ausklammern, davon ausgehen, daß die historische - ich sage hier einmal „klassische“ - Frauenarbeit in den „Türneben-Tür-Quartieren“ sichtbarer wird als z. B. in Residenzstädten, wie Kassel oder Wien. Diese blockieren mit ihrer Herrschafts- oder Lakaienarchitektur (je nachdem, wie es gesehen wird) die Möglichkeiten der BewohnerInnen (meist MieterInnen) „sich aus dem Fenster zu hängen“. das heißt, wenn ich ganz individuell draußen etwas verändern will, abgesehen einmal von der Bepflanzung der Blumenkästen, falle ich auf die Schnauze. Ich habe mich zu weit hinaus gebeugt.

Wenn wir also davon ausgehen, daß über den Kapitalmarkt jeweils eine bestimmte Klientel es leichter hatte als eine jeweils andere, ihre Interessen zu vertreten, so können wir Fakten der Stadt- oder Quartiers- oder Straßenentstehung auch noch heute nachvollziehen: was ist für wen gedacht? Nie war das Wohlergehen das wichtigste Kriterium, sondern immer die Ökonomie. Und wenn das Wohlergehen ein Kriterium war, dann das des Hausherrn - ebenfalls wieder über die Ökonomie. Das wissen wir alle, und das gilt nicht nur für Großstädte.

Kleinstädte wie Grebenstein, nördlich von Kassel, sind rein militärische Gründungen des Mittelalters. In der Stadt gab es, wie damals vielerorts, kaum Gärten. Die Gemüseproduktion für den eigenen Haushalt fand im sog. Hagen statt, im Ring zwischen der inneren und äußeren Stadtmauer, der aber für Verteidigungszwecke

¹ Vortragsmanuskript vom 5.11.1991. 6. offene Frauenhochschule der GhK, Kassel

angelegt war. Und da damals fast immer Krieg war (zumindest in Nordhessen), ritten die Soldaten immer durch das Gemüse. Wenn die GrebensteinerInnen Glück hatten, konnten sie auf dem Markt von den Bäuerinnen etwas kaufen, was sie eigentlich selber gehabt hätten.

Es wurde also sogar das Ernähren - unsere klassische Frauenarbeit - nicht gewährleistet. Ich stelle jetzt nicht zur Debatte, ob die Frauen lieber etwas anderes gearbeitet hätten, frage auch nicht, was denn mit den Kindern passierte, die sie doch zwangsläufig bekamen - als Teil ihrer Arbeit in der Primärproduktion.

Die Hexenverfolgungen fingen an sich abzuzeichnen - die Pest hatte ein Drittel der Bevölkerung dezimiert - an Geburtenplanung dachte wohl kaum noch eine - und wenn, riskierte sie es nicht mehr. Die Frauen waren erschöpft. So entstand ein Frauenbild, das heute noch Bestand hat.

Natürlich tauchten ab und zu Glanzlichter auf, natürlich gab es Ausnahmen:

Christine de Pizan zeichnet sie 1405 in ihrer „Stadt der Frauen“ nach: kluge Frauen, starke Frauen, listige Frauen, erfinderische Frauen... So, wie wir alle irgendwann einmal sein möchten. Christine de Pizan (S. 215):

„Eins kann ich aber trotzdem nicht verstehen: Wie konnten es all diese großartigen Frauen, die es gegeben hat und die so weise und so gebildet, die des weiteren des Schreibens mächtig und sogar in der Lage waren, schöne Bücher zu verfassen, wie konnten diese Frauen es so lange widerspruchslos hinnehmen, daß alle möglichen Männer so viele Scheußlichkeiten über sie verbreiteten - schließlich wußten sie nur allzugut, daß man ihnen damit ein gewaltiges Unrecht zufügte?

Antwort (der Frau Rechtschaffenheit):

Teure Freundin, die Antwort auf diese Frage liegt auf der Hand. Dem zuvor Gesagten kannst du entnehmen, daß jede der edlen Frauen, von deren hervorragenden Eigenschaften ich Dir erzählt habe, isoliert, für sich allein war und auf ganz verschiedenen Gebieten ihren Verstand einsetzte, daß sie sich jedoch niemals gemeinsam einer einzigen Sache widmeten: dies war dir und nicht ihnen vorbehalten... (Hervorhebung I.M.H.)

Erneut richtete ich, Christine, das Wort an sie:

Hohe Frau, Ihr habt völlig recht, aber ich weiß schon jetzt, daß dieses vorliegende Werk den Verleumdern Anlaß zu allerhand Protestgemurmel geben wird. Selbst wenn es in der Vergangenheit und der Gegenwart einige rechtschaffende Frauen geben sollte, werden sie einwenden, so seien dies doch keineswegs alle Frauen, ja, noch nicht einmal ihr größter Teil. “

Dieses Argument gilt auch heute noch, sogar bei den Frauen als Ausgrenzung: „Ich kann doch aber nicht mich gleichsetzen mit der und der ...“ Das heißt heute „Strömungsdiskussion“,

„Wie komme ich als ... dazu, mich für die Belange von ... einzusetzen?“, z. B. die Belange von Müttern mit Kleinkindern, nicht nur im Straßenverkehr, z. B. für Öffentlichkeitsarbeit zur Verhinderung von sexuellen Übergriffen/Vergewaltigungen, nicht nur im öffentlichen Raum. Was nützt es, wenn eine Frau um Hilfe ruft, in den Häusern die Lampen leuchten und keine/r kommt und hilft - es guckt nicht einmal jemand und alarmiert die Polizei. Das weiß ich aus eigener Erfahrung.

Was ist denn eigentlich das Kriterium für „frauengerecht“? Kinderwagenfreundlich? Überfallfrei? Die Stadt als Arbeitsplatz für Frauen, die Abhängige versorgen? Natürlich. Frau muß sie mitnehmen, sie schieben: die Kinderwagen, die Rollstühle, die Einkaufswagen.

Die Stadt im Friedenszustand dürfte eigentlich Überfälle nicht möglich machen. Also sage ich: wir haben Krieg, meinetwegen Bürgerkrieg. Das unterscheidet sich nicht viel vom mittelalterlichen Grebenstein. Nur, daß seit über 30 Jahren bekannt ist, daß die Täter die Opfer oft kennen, so daß prozentual der öffentliche Raum eine untergeordnete Rolle spielt: diese Überfälle sind nur öffentlichkeitswirksamer.

Aber zurück zur Artikulation der Frauen in der Planungspolitik:

Ich erinnere mich an unsere Überraschung auf einer Planerinnentagung in Wien 1987, als wir plötzlich in der Diskussion hörten, daß in den Niederlanden, dem Land mit den vielen selbstbewußten Frauen, ein viel geringerer Teil der Frauen berufstätig war, als in Österreich, das uns frauenbewußten Frauen auf den ersten Blick doch so unemanzipiert erscheint. In Holland war schon 1978/79 zu besichtigen, wie Frauen sich Wohnen vorstellen: sie hatten durch intensive Diskussionen in Initiativen den Wohnungsbau beeinflusst - sie hatten sich eingemischt, sie waren sichtbar geworden, als Bewohnerinnen, nicht als Verdienerinnen. Den meisten dieser BewohnerInnen-Beteiligungen ging es um eine Erweiterung des Wohnens durch bestimmte Sozialisationsmöglichkeiten, die aber fast alle als Ergänzungen des Geschosßwohnungsbaues stattfanden, z. B. Gemeinschaftsanlagen für Kinder und Erwachsene auf den Etagen, die auch in Berlin gebaut wurden, usw. Es fand also quasi eine „Sanierung“ (im Sinne von besserer, gesünderer Lebensweise besonders der Kinder) statt.

Eine grundlegende Diskussion wurde öffentlich nicht geführt. Im Internationalen Designzentrum Berlin IDZ gab es, angeregt durch meine Diplomarbeit „Innenhaus und Außenhaus“, 1978 einen Wettbewerb „Das Außenhaus“. Die Jury war sich einig, daß eine Fuchsia im Kübel vor der Hautür noch kein „Außenhaus“ macht, die „Zeit“ brachte einen romantischen, in Teilen sogar witzigen Artikel über das Außenhaus (von einer Frau geschrieben), die „Bauwelt“- sie gehörte damals zur Pflichtlektüre der Architekten und Planer - verriß zur gleichen Zeit meine veröffentlichte Arbeit als Streitschrift einer radikalen Feministin, die nicht „zur Sache“ kommen konnte.

Als ich dann im Spätherbst 1978 zur Vernissage der Ausstellung der Wettbewerbsarbeiten ein Kurzreferat hielt, eröffneten mir die sich in der Berliner Szene auskennenden Kollegen: „Du wirst nicht wieder eingeladen, Du hast in zu viele Fettnäpfchen getreten“.

Was war passiert? Um welche Fettnäpfchen ging es?

Grundtenor meines Einführungsreferates (vgl. Notizbuch 10) war die Aussage, daß nur dort, wo wir - an jenem Abend geschlechtsneutral formuliert - etwas zu sagen haben, uns auch die Aneignung gelingt. „Die Arbeit der Sklaven gehört der Herrschaft“. Und daß wir auch dort nur sichtbar werden, wo wir uns etwas angeeignet haben. Das erschien diesem erlauchten Publikum wie ein Aufruf nicht nur zur Hausbesetzung, sondern zur Okkupation zumindest einer ganzen Straße. Und dabei hatte ich von einem bunten lebendigen Wohnen fabuliert, wie es damals schon Janne und Roland Günter aus dem Ruhrgebiet, aus Eisenheim, beschrieben hatten und wie es fast 10 Jahre später das sog. „Müttermanifest“ forderte. Ich hatte wohl als streitbare Bürgerinitiativlerin die Pointen etwas ungewöhnlich gesetzt. Auch war das, was ich zu sagen hatte, kein „Lehrgebäude“.

Ich ging - und gehe - davon aus, daß die damals noch „Reproduktion“ genannte Haus- und Versorgungsarbeit von Frauen mit Kindern (Familienfrauen: eine Familie umfaßt juristisch mehrere Generationen, Mann und Frau allein sind keine Familie) richtige Arbeit ist, die aber nicht bezahlt wird und für die es keine Rente gibt. Da diese Arbeit entweder von der Mutter (oder einer anderen „Bezugsperson“) gemacht werden muß, ist nach arbeitstechnischen Erkenntnissen der Platz/Raum dafür bereitzustellen. Und da diese Arbeit auch - wie jede andere - Qualitätsnormen hat (allerdings nicht wie andere Arbeit in unserer Wettbewerbsgesellschaft bzw. Beamten-gesellschaft durch Entlassungen bzw. Pöstchenschieberei geregelt werden kann), gehe ich davon aus, daß wir Frauen den Anspruch haben, diese Arbeit gut zu machen oder an Personen mit guten Voraussetzungen delegieren oder nicht mehr gebären werden.

Die Aufzucht von Kindern bedingt bestimmte räumliche Voraussetzungen („Wie kleine Kinder wohnen können“), wenn nicht lebenslange körperliche und seelische Schäden eintreten sollen. Darüber gibt es eine Menge Literatur. Das für mich Entscheidende ist, daß - in Interpretation der Untersuchungen Martha Muchows („Der Lebensraum des Großstadtkindes“) in Hamburg - der „Spielraum und Streifraum“ vor allem der Mädchen während der Kindheit und Jugend gesichert ist („Spielraum“: s. a. Margarete Mitscherlich im Hinblick auf die Kreativitätsentfaltung des Kindes auch bei Schwierigkeiten mit den Eltern). D. h., wenn während der frühen Kindheit keine Inbesitznahme (Aneignung) des Raumes drinnen und draußen erfolgen konnte (das räumliche Sehen, das auch als Sensorium für uns Frauen besonders wichtig ist, z. B. beim Abschätzen des Abstands/der Entfernung, entwickelt sich bis zum 4. Lebensjahr und ist - aus meines Wissens immer noch nicht benannten Gründen / ich behaupte hier: auch mangels Übung - bei den Mädchen viel schwächer).

D. h. über das fehlende Training in der frühen Kindheit haben wir Frauen keinen „Sinn“, kein Organ für den Raum entwickeln können (oder dürfen?). Die „Rote Zora“ finden wir doch so toll, weil sie herumstromert - und Pippi Langstrumpf und Ronja Räubertochter. Ich denke dabei aber auch an die schöne Arbeit von Annette Hohagen über das „Gartenmotiv im Märchen“, in der der Wald - die Aneignung des Waldes durch die Frau - wie bei Ronja das Überleben sichert.

Für uns heute heißt das, daß wir (wir) den Mädchen Freiräume schaffen müssen, wenn wir wollen, daß sich etwas ändert.

Wenn wir etwas wollen, dürfen wir nicht von anderen erwarten, daß sie es für uns machen. Es geht also - zeitgemäß formuliert - um die Schere im Kopf, von der bei Christine de Pizan schon die Rede war. Die Schere im Kopf, wie die Malerin Marie Bashkirtseff sie 1879 in ihrem Tagebuch notiert:

„Die Gedanken sind durch jene blödsinnigen Gene (Zwang) gefesselt“ (Bergør, S. 174)

Das kennen wir doch: „Das geniert mich aber“.

Sie, die wie viele andere Frauen, die ökonomisch gut gestellt waren oder auch sind, gibt ein gutes Beispiel für die Erziehungszwänge:

„Und in Italien und in Rom? Fahrt Ihr doch im Landauer und seht Euch die Ruinen an! Wohin gehst Du, Marie? Zum Kolosseum. Aber das hast Du ja schon gesehen. Gehen wir doch lieber ins Theater oder auf die Promenade, da sieht man doch wenigstens Menschen.

So etwas genügt, und dann lasse ich die Flügel hängen.“ (Berger S 174)

Wir sollten nicht denken, die junge Künstlerin Baschkirtseff und ihre Leidensgenossinnen gingen uns nichts an. So lebten viele von uns bis vor kurzem, manche immer noch, auch in Kassel. Ich könnte Namen nennen.

Ich meine, wie dürfen auch nicht das „Männerargument“ in Christine de Pizans „Buch von der Stadt der Frauen“ benutzen, wenn wir sagen: „Ja aber, wir beschäftigen uns nur mit den Frauen, die unserer ‘Strömung’ entsprechen“. Ich sehe nicht ein, wieso wir es nicht gut finden sollen, wenn z. B. eine Frau wie Wilhelmine von Bayreuth, Schwester Friedrichs des Großen, die als Kind von ihren Eltern und ihrer Erzieherin maßlos gequält wurde, so wunderbare Gärten wie Sanspareil geschaffen hat, nicht für ihren Mann, sondern für sich. Natürlich hatte sie ihren Standesdünkel. Aber sie hat sich mit ihrer Kreativität den „Spielraum“ erkämpft, den sie zum Überleben brauchte. Wie sagten die Bremer Stadtmusikanten? „Etwas Besseres als den Tod findest Du allemal“.

Das offensichtliche Gegenteil - die nicht sesshaften Frauen - wäre dann ja eine Gruppe, die uns näherstünde. Ich zitiere aus einer Studie des ISO-Instituts in Saarbrücken „Alleinstehende Frauen ohne Wohnung“:

„Bei Frauen, die sich ausschließlich an der Straßenszene orientieren, hat eine Anpassung an ein Leben ohne eigene Wohnung stattgefunden. Der Wohnungsverlust wird bewältigt durch eine soziale Umorientierung und eine Veränderung der sozialen Identität, die mit der Sozialisation in der Straßenszene einhergehen. Identitätsveränderung und Stabilisierung in einer Gruppe das Straßenmilieus verbindet sich mit Strategien der Entwertung früherer Normen und Werte und der Anpassung an eine männlich dominierte Szenekultur. Ein starkes acting-out-Verhalten, wie Schaukämpfe und Passant(inn)enbeschimpfungen beispielsweise, dient der Selbstvergewisserung einer ‘negativen’ Identität und ihrer Demonstration in der Öffentlichkeit. Die Anpassung an eine hauptsächlich von Männern geprägte Szenekultur sichert die Partizipation an den Machtressourcen der Gruppe.“ (S. 243)

Das kennen wir doch schon.

Käthe Kollwitz notiert nach dem Kriegstod ihre Sohnes 1916:

„Es geht mir wie dem Dichter bei Thomas Mann: er kann nur dichten; zugleich das Gedichtete leben, dazu langen seine Kräfte nicht. Ich umgekehrt. Ich habe keine Kräfte mehr, um das Gelebte zu prägen. Ein Genie könnte das und ein Mann. Ich wohl nicht.“ (Berger: S. 214)

Alle 3 Beispiele gehen davon aus, daß die Frau aktiv sein will und daß dazu die „Prägung“= „Aneignung“= „Umformung“ für mich notwendig ist, um „ganz“ zu sein. „Ich will der Welt meinen Stempel aufdrücken“ heißt nicht, sie zu zerstören, sondern ist eine Frage des Sichtbarmachens des eigenen Umformens. D. h., ich bin nicht die Frau in der Kutsche/im Auto und nicht die Stadtreicherin, sondern ich bin als „ich“ sichtbar - durch meine Möglichkeit zu prägen.

In den letzten Jahren meiner Bildungs-/Beratungsarbeit in Nordhessen bekam ich eine Ahnung davon, was „Frauen-Dörfer“ und was „Männer-Dörfer“ sind, im Sinne der Sichtbarkeit von Frauen.

Viele werden jetzt denken, daß wir jetzt wieder bei der „Wäsche im Wind“ angelangt sind. Irgendwie sind wir es auch, aber „gesehen durch ein Temperament“ (vgl. Cézanne:74) Es hat absolut nichts mit Emanzipation zu tun, wenn ich die Wäsche in den Trockner stecke, nur weil meine Mutter sie auf die Leine gehängt hat. Also: Wenn ich die Arbeit für notwendig und sinnvoll halte, darf sie auch sichtbar sein,

unabhängig von den ästhetischen Bedürfnissen anderer (vgl. Malraux:59: „Die Sehförm des kunstfremden Menschen <ist bedingt> durch dessen Tun oder Nichtstun“). Das Produkt einer soliden Arbeit (ich rede hier von Haus und Hof) ist nie unästhetisch.

Sich mit einer Zuckerhutfichte im Vorgarten gegen die Asten und Löwenmäulchen unserer Mütter/Großmütter zu „emanzipieren“, entspricht dem Ersatz der Nadelgehölze im Vorgarten durch ein Feuchtbiotop (das inzwischen auch von Frauen geliebt wird). Beide sind für die BewohnerInnen nicht nutzbar, sondern dienen externen Zielen, der Dekoration und der Biologie. Damit werden wir als „Anhängerinnen“ sichtbar, aber nicht als „Produzierende“. Wir können nicht Arbeitsplätze fordern und uns gleichzeitig als Arbeitende unsichtbar machen.

Ich höre schon das Argument: „Das wird mir aber alles zuviel“. Das wird auch harte Arbeit sein, weil wir die „Prägung“ durch die Männer aufbrechen müssen. Wir können ja nicht einfach einen Stempel auf den Bürgersteig, auf die Kreuzung drücken - und sie gehört uns. Aber vielleicht wäre solch ein „Kuckuck“ doch eine gute Idee, z. B. für alle diejenigen, die kleine Mädchen zu betreuen haben und den „Streifraum“ „freistempeln“ müssen.

Ich hoffe, ich werde richtig verstanden: ich muß meinen Arbeitsplatz ernst nehmen, dazu gehört auch der Weg dahin. Vorausgesetzt dieser persönliche Weg wird so gewählt, daß er nicht bewußt Schwächere produziert.

LITERATUR

Berger, R. (Hg.) - 1989 - „Und ich sehe nichts, als die Malerei“. Autobiographische Texte von Künstlerinnen des 18.-20. Jahrhunderts

Calabrese, D. / Eriker, G. u.a. (-1987-) Müttermanifest. Leben mit Kindern - Mütter werden laut. (Bonn).

Cézanne, P. - 1957 - Über die Kunst. Gespräche mit Gasquet. Briefe. Hamburg

Günter, J. u. G. - 1976 - Architekturelemente und Verhaltensweisen der Bewohner.

In: I. M. Greverus (Hf.): Denkmalräume - Lebensräume. Hess. Blätter f. Volks- u.

Kulturforschung N.F. 2/3: 7-56. Gießen

Hohagen, A. -1996- (1990) - Das Gartenmotiv im Märchen. In: Notizbuch 39 der Kasseler Schule. Hg.: AG Freiraum und Vegetation, Kassel 1996.

Hülbusch, I. M. -1978 - Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum. Schriftenr. 01 H.033 OE 6/FB 13 GHK. Kassel.

Hülbusch, I. M. - 1981 - Lakaenarchitektur - oder: Gedanken beim Versuch eine Stadt zu lieben. In: Deutsche Bauzeitung H.6:20-21. Stuttgart.

Hülbusch, I. M. - 1987 - „Ich gehe raus und bin doch zu Haus“. Wie kleine Kinder wohnen können. In: Alternative Kommunalpolitik, H. 1: 34-36. Bielefeld.

Hülbusch, I. M. - 1989 - Das Außenhaus. In: Notizbuch der Kasseler Schule 10: 47-51. Kassel.

ISO - 1991 - Alleinstehende Frauen ohne Wohnung. Vvf. Mskr. Saarbrücken.

Malraux, A. - 1961 - Psychologie der Kunst II. Die künstlerische Gestaltung. rde 60. Hamburg.

Mitscherlich, M. - 1990 - Die friedfertige Frau. Eine psychoanalytische Untersuchung zur Aggression der Geschlechter. Frankfurt a. M.

Muchow, M. u. Muchow, H.H. - 1980 - Der Lebensraum des Großstadtkindes. Reprint. Bensheim.

Pizan, Christine de - 1990 - Das Buch von der Stadt der Frauen. München.

Walter, J. -1981 - Wilhelmine von Bayreuth. Die Lieblingsschwester Friedrichs des Großen. Biographie. München.



Ruhrstrasse ... 1974

Inge Meta Hülbusch (1974)

Auswirkungen naturwissenschaftlicher Grenzen der Zumutbarkeit auf die Landschafts- und Regionalplanung

Ein Beispiel aus dem Ruhrgebiet.

An die Landesanstalt für Immissions-
und Bodennutzungsschutz,
43 Essen, Wallneyer Str. 6.

13. Nov. 1971

Wie ich schon telefonisch mitteilte, geben die sich verstärkenden Immissionen hier in Gladbeck zur Besorgnis Anlaß. Vor allem bei Wetterlagen, wie sie in diesem Herbst vorherrschten, verstärkten sich die schon vorhandenen Erkrankungen z. B.

des Rachen- und Atemtraktes,
der Nebenhöhlen,
der Bindehäute mit starken Augenschmerzen

bzw traten neu in Erscheinung. Kopfschmerzen und Benommenheit sind an der Tagesordnung. Es ist leider nicht möglich, durch ärztliche Atteste zu belegen, daß wir einen Zusammenhang mit Immissionen, bei denen SO_2 nur steigernde Wirkung hat, vermuten. Ganz offensichtlich besteht auch ein Zusammenhang zwischen dem „chronischen Schnupfen“ z. B. und Magen- und Darmstörungen, wie sie in diesem Jahr um den 1. 10. in großer Häufung (7 allein in der weiteren Nachbarschaft) bei Schulkindern auftraten, die nach Aussagen einiger Mütter und eigenen Beobachtungen gereizte Schleimhäute haben. Diese Kinder waren z. T. mit der Diagnose „Blinddarmreizung“ von ihrem Hausarzt ins Krankenhaus eingeliefert worden, wurden dort eine Woche beobachtet und ohne genaueren Befund entlassen. Nach Aussagen der Eltern lag eine Lebensmittelvergiftung (Eis) nicht vor.

Nach Beobachtungen vieler Gladbecker Neubürger (die ja bekanntlich stärker konfrontiert werden) sind die gesundheitlichen Beeinträchtigungen im Frühherbst am stärksten. Besonders in diesem Herbst trat Mitte bis Ende September ein starker Leistungsabfall in der Schule ein, der offensichtlich nicht durch die Sommerferien bedingt war, in vereinzelt Fällen kam es sogar zu Kreislaufstörungen, die Schulbesuch unmöglich machten, wie bei einem 9jährigen Mädchen hier aus der Hegestraße, das seit 4 Jahren (jedesmal zu gleichen Jahreszeit, jedesmal stärker werdend) darunter leidet. Eine gewisse Anfälligkeit mag in vielen Fällen vorhanden sein, die Häufung der Fälle ist jedoch offensichtlich. Welche Rolle die Ausdünstungen des Haarbachs, der u. a. auch die Abwässer der VEBA mit sich führt, dabei spielen, wissen wir nicht.

Die Frauen hier in der Straße klagen außer über Hals- und Kehlkopfbeschwerden über Kreislaufstörungen und Veränderungen des Blutbildes, außerdem Neigung zu Nervenentzündungen.

Das zur Gesamtsituation. Mir bekannte Einzelfälle sind z. B. starke fiebrige Bronchitis (sogar bei Kurzbesuchern hier in Gladbeck-Mitte und -Rentfort) nach Auftreten von „Cumol“, wie uns ein Chemiker den Geruch definierte, wie auch nach Aussagen der Betroffenen immer eine

Verstärkung der Beschwerden im Zusammenhang mit starken Immissionen festzustellen war. Meine beiden Töchter (2 und 1/2), die an „Allergie gegen Luftverschmutzung“ leiden (mündliche Diagnose bei der 2 jähr. eines HNO-Arztes aus Gladbeck), sind gute Indikatoren dafür, und wenn es sich oft auch nur um vermehrte Urinproduktion und stark säuerlichen Stuhl handelt, was ich oft gleichzeitig bei Spielkameraden unserer Kinder feststellte.

Die Antworten sahen folgendermaßen aus (es waren mehrere Kopien verschickt worden):

Staatliches Gewerbeaufsichtsamt Recklinghausen:

Betr.: Gesundheitsgefahren und Belästigungen durch die Firma Phenolchemie

....mitteilen, daß soweit feststellbar, die o. g. Firma als Verursacher für Ihre Beschwerden ausscheidet. Der Produktionsprozeß findet fast ausschließlich in geschlossenen Kreisläufen statt, so daß keine Abgase unkontrolliert entweichen können.

**Landesanstalt für Immissions- und Bodennutzungsschutz
des Landes NRW (LIB):**

Betr.: Immissionseinwirkung in Ihrem Wohnbereich

Bezug: Ihr Schreiben vom 13.11.1971

mit Aufmerksamkeit haben wir die ausführliche Darstellung über Ihre Beobachtungen hinsichtlich des Auftretens und der jahreszeitlichen Häufung von Krankheitsercheinungen verfolgt. Wie Sie selbst feststellten, ist es nicht möglich, einen Zusammenhang mit der Immissionslage - insbesondere auch mit Schwefeldioxyd - medizinisch zu belegen. Die Auswirkungen bestimmter Wetterlagen auf Wohlbefinden bzw. Krankheitsgeschehen sind hingegen bekannt. Gleichermaßen gilt dies für das jahreszeitlich gehäufte Auftreten z. B. von grippalen Infekten, die nicht nur im Bereich der Atemwege, sondern beispielsweise auch beim Magen-Darm-Trakt auftreten können.

Aus diesen und anderen Gründen ist es generell äußerst schwierig, die vielen ursächlichen exogenen Fakten beim Auftreten von Gesundheitsbeeinträchtigungen klar voneinander abzugrenzen und eine Kausalität exakt herzustellen. Um eine Klärung wenigstens in einigen Teilbereichen der komplexen Materie herbeizuführen, ist in Zusammenarbeit mit mehreren wissenschaftlichen Instituten und weiteren Einrichtungen auf dem Gebiete der Luftreinhaltung im Lande Nordrhein-Westfalen seit längerem ein umfangreiches medizinisches Forschungsprogramm in Bearbeitung. Wir nehmen Ihre Beobachtungen zum Anlaß, bestimmte in Vorbereitung befindliche ärztliche Untersuchungen des „Vereins zur Untersuchung von Einwirkungen der Luftverschmutzung auf die Volksgesundheit e. V. Bochum“ gezielt auf solche Fragen zu lenken.

Minister für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes NRW:**Betr.: Reinhaltung der Luft**

Die Angelegenheit wird daher zuständigkeitshalber vom Regierungspräsidenten in Münster, der ebenfalls eine Kopie Ihres Schreibens an die LIB erhalten hat, überprüft. Der Regierungspräsident wird auch Sie über das Ergebnis der Überprüfung unmittelbar unterrichten.

...was er nie tat.

Stadt Gladbeck:

Betr.: Gesundheitsgefahren und Belästigungen durch Immissionen im Bereich Gladbeck-West und Gladbeck-Stadtmitte.

Der Stadt Gladbeck ist die von Ihnen aufgezeigte Problematik nicht unbekannt. Ich bin mit Ihnen der Auffassung, daß die Verunreinigungen dort besonders groß sind, wo die Auswürfe aus industriellen und gewerblichen Anlagen, aber auch aus dem Straßenverkehr und den häuslichen Feuerungen zusammentreffen und sich vermischen. Das gilt natürlich vornehmlich in Ballungsgebieten von Industrie und Bevölkerung. Ich werde mich auch in Zukunft gemeinsam mit den zuständigen Stellen dafür einsetzen, daß der Reinhaltung der Luft eine erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt wird.

So habe ich noch in den letzten Tagen beim Regierungspräsidenten Einwendungen gegen ein industrielles Vorhaben in Gelsenkirchen-Buer erhoben, da bei ungünstigen Windverhältnissen die angrenzenden Gladbecker Stadtteile nachteilig betroffen sind.

Interessengemeinschaft gegen Luftverschmutzungsschäden durch Luftverunreiniger e.V., Essen:

Betr.: Gesundheitsgefahren durch Immissionen in Gladbeck-West und Stadtmitte.

Mit Ihren Ausführungen sind wir vollkommen einverstanden. Gerade die individuellen Krankheitsbilder ergeben in der Vielzahl die konkreten Beweise für die Gesundheitsschäden in den luftverpesteten Gebieten einer Stadt.

Wissenschaftliche Erörterungen und planvolle Messungen sind bei den augenblicklichen Verhältnissen der Luftverpestung in den Ballungszentren der Industrie nicht mehr am Platze.

Was war nun der Anlaß dieser Aktion gewesen?

Ende Oktober 1971 war es offiziell bekannt geworden, daß die Flachglas AG Delog-Detag beabsichtigte, in Gladbeck eine Floatglas-Anlage aufzubauen.

Aufgrund eines Urteils vom 02.07.1971 war es der Firma verwehrt worden, in Gelsenkirchen in einem ursprünglich im Gebietsentwicklungsplan des Ruhrsiedlungsverbandes als Wohnsiedlungsbereich und im Flächennutzungsplan der Stadt als Grünfläche und Dauerkleingartengebiet ausgewiesenen Gelände eine neue Glas-hütte (eben diese Floatglas-Anlage) zu bauen, nachdem die Stadt in Eile das Ge-

lände als Industriegebiet ausgewiesen und der Ruhrsiedlingsverband mit Zustimmung des Ministerpräsidenten den Gebietsentwicklungsplan, der erst 1966 verabschiedet war, entsprechend abgeändert hatte (REHBINDER; E. -1971- Bürgerklage gegen Planungsdükel. Umwelt 5/71, S. 47-50).

„Auf die Klage mehrerer betroffener Anlieger hob jedoch das Verwaltungsgericht Gelsenkirchen zur allgemeinen Überraschung die Genehmigung in ihrem baurechtlichen Aspekt wegen Mißbrauchs des Planungsermessens (hervorgehoben v. Verf.) bei der Aufstellung des Flächennutzungs- und Bauleitplans auf; es vertrat die Ansicht, die Stadt habe eine offensichtlich fehlerhafte Abwägung zwischen den konfligierenden Interessen an Industriensiedlung und den öffentlichen und privaten Interessen an gesunden Wohnverhältnissen vorgenommen“ (REHBINDER, E. a.a.O.).

Der Delog-Konzern hatte bereits 20 Mill. DM in Gelsenkirchen investiert, als das Oberverwaltungsgericht Münster das Gelsenkirchener Urteil bestätigte.

„Unter dem Zeitdruck der Konzernplanungen, aber auch aus Sorge um die Arbeitsplätze habe die Stadtplanung dabei das Gebot des Bundesbaugesetzes verkannt: bei städtebaulichen Planungen alle Rechtsgüter neben den ‘berechtigten Interessen der Wirtschaft auch die sozialen und kulturellen Bedürfnisse der Bevölkerung gerecht abzuwägen’... die Stadt ...habe ihren Bebauungsplan allein auf die industriellen Bedürfnisse des Werkes abgestellt“ (WAZ 13.04.1972)..

Die Bedingungen für das neue Werk der Delog-Detag in Gladbeck waren folgende: Die Stadt Gladbeck war begeistert. Allein im 1. Jahr nach der Betriebsaufnahme erwartete man eine Realsteuereinnahme (Gewerbesteuer und Grundsteuer) von rund 670.000 DM (Ruhr-Nachr. 22.06.1972) bei einer Investition seitens des Konzerns von 170 Mill. DM für die erste Ausbaustufe (WAZ 02.09.1972). Das Land hatte dabei fast 5 Mill. DM für Erwerb und Erschließung des Industriestandortes beigesteuert (WAZ 02.09.1972).

Die Gutachten sahen so aus:

LIB (Landesanstalt für Immissions- und Bodennutzungsschutz des Landes NRW, Essen): Gutachten über die Errichtung einer Floatglas-Anlage in Gelsenkirchen-Feldmark v. 08.07.1970:

Darin wird unter Pkt. 2 - Beurteilung nach landesplanerischen Gesichtspunkten - erwähnt:

„... daß Einwirkungen auf die Umgebung durch den Betrieb der Anlage nicht schlechthin ausgeschlossen werden. Ein gewisses Risiko für die Nachbarschaft bleibt bestehen“

Bei der Zusammenstellung des Emissionsdaten (Pkt. 3.3, S. 14) wird deutlich gesagt, daß ein Teil des Staubauswurfs nicht kalkulierbar ist. Es werden ansonsten Staub-, SO₂-, SO₃- und F-Auswurf aufgeführt. Die Grundbelastung wird nur soweit diskutiert, als sie im Meßprogramm der LIB vorhanden ist, d. h. Staub, SO₂, F-Auswurf (S.16).

„Bei tiefliegenden langandauernden Inversionswetterlagen ...muß mit Immissionsgrenzwertüberschreitungen gerechnet werden, wobei als Verursacher dieser Überschreitung die Gesamtzahl von Emittenten eines größeren Gebietes infragekommt..“

„... kann davon ausgegangen werden, daß auch die zulässigen Immissionsgrenzwerte für den Staubniederschlag nach Inbetriebnahme der Anlage nicht überschritten werden, so weit die Grundbelastung sich nicht erhöht ...“ (hervorgehoben v. Verfasser).

Zu Pkt. 5 -Immissionseinwirkungen - wird betont, daß die nach der Errichtung der Floatglas-Anlage hinzutretenden Immissionen nur als Maximal-Wert (S-Wert) angegeben werden können, man kann ihn nur zum I₂-Wert (Maximalkonzentration) in Beziehung setzen. Das heißt, daß 'die Abschätzung der zu erwartenden Gefährdung erschwert wird. Man wird stärker als bisher auf SO₂-resistente Gehölze zurückgreifen müssen.'

Der Pkt. 5.3, Immissionswirkungen auf den Menschen - wird nur als Lärmauswirkung (hervorgehoben v. Verf.) behandelt:

„... eine zusätzliche Lärmbelastung der Anlieger - vor allem durch Einzelgeräusche - kann nicht ganz ausgeschlossen werden.“

Im Gutachten über die Errichtung einer Floatglas-Anlage in Gladbeck-Rentfort (LIB, 18.02.1972) wird auf das Gutachten für den Standort Gelsenkirchen hingewiesen. Einige Daten sind auf den Standort Rentfort abgewandelt. Auch hier wird, wie im o. g. Gutachten, nur die Lärmwirkung behandelt, der akustische Immissionsschutz in Gladbeck-Rentfort für die Errichtung einer Floatglas-Anlage als verhältnismäßig günstig bezeichnet. Die Errichtung des Werkes wird befürwortet, vorausgesetzt, daß sich die derzeitige Grundbelastung nicht erhöht.

Auf Anstoß des Ruhrsiedlungsverbandes erstellte der Bonner Prof. Gassner ein Gutachten zur möglichen Wohnwertminderung durch die Ansiedlung des Floatglas-Werkes:

„Unter dem Eindruck der tragenden Entwicklungsgedanken für den Kernbereich des Reviere und zur Förderung der sozialen Infrastruktur in der Stadt Gladbeck“ ...

könnte unter gewissen Bedingungen eine Ansiedlungsgenehmigung ausgesprochen werden (Ruhr-Nachr. 10.06.1972).

Dieses Gutachten war 5 Tage vor dem Rats-Hearing da; während des Erörterungstermins wurde noch ein medizinisches Kurzgutachten der Medizinischen Abteilung des Silikose-Forschungsinstituts der Bergbau-Berufsgenossenschaft (Prof. Ulmer) bekannt, das vom Gladbecker Gesundheitsamt aufgrund der Sorge zweier in Gladbeck-Rentfort praktizierender Ärzte angefordert worden war:

„... aufgrund der in der Weltliteratur niedergelegten Daten und aufgrund umfangreicher eigener Untersuchungen glaubt der Professor sagen zu können, daß ... keine die menschliche Gesundheit schädigenden Immissionswerte zu erwarten sind“ (Ruhr-Nachr. 22.06.1972).

Mit einigen Auflagen (schwefelarmes Heizöl zu verfeuern usw.) wurde trotz der 1600 Einwendungen die 1. Ausbaustufe genehmigt, die 2. Ausbaustufe (sie war innerhalb von 6 Jahren zur Bedingung gemacht worden) am 28.05.1973, also 1 Jahr später beantragt (WAZ 28.05.1973), mit Verweis auf die Gutachten zur 1. Fabrikationslinie als Grundlage des Verfahrens. Die 1. Fabrikationslinie wurde am 26.03.1974, also knapp 2 Jahre nach dem Erörterungstermin, in Betrieb genommen.

So war die Situation Gladbecks 1972 (vor der kommunalen Gebietsreform, bei der 1974 Gladbeck, Bottrop und Kirchhellen zur „Dreierstadt“ Bottrop zusammengeschlossen wurden, gegen den Willen Gladbecks und Kirchhellens).

Gladbeck, ca. 90.000 Einwohner, liegt in einem Ausläufer der Niederrheinischen Bucht, nach Osten und Süden begrenzt vom Vestischen Höhenrücken. Gladbeck ist

typisch für die Mittelstädte am nördlichen Ruhrgebietsrand: $\frac{3}{4}$ der Bevölkerung mit Schulabschluß (= 25 % ohne Schulabschluß!), davon 85 % Grundschulabgang, 2 % Studium (1972). Mit 2,6 % stellte Gladbeck 1972 innerhalb des Kammerbezirks die höchste Arbeitslosenquote (sie betrug damals in NRW 1,1 %, im Bundesdurchschnitt 1 %) - WAZ 23.12.1972. Bei der Umstrukturierung der Industrie (die letzte Zeche Gladbecks schloß im Herbst 1971 nach 100 Jahren Bergbau) nahm vor allem die Chemie die Chance eine großen und relativ billigen Arbeitskräftepotentials wahr.

Heute sieht das Ruhrgebiet so aus:

Im Süden (südl. der Ruhr) älteste Bergbauzone (heute Freizeit)
Dienstleistungs- (Wohn-)Zone (Oberzentren und zentrale städt. Wohnbereiche)
Industrie- (Wohn-)Zone
Emscherzone (Erschließung der nördl. Kohlefelder), Industriegebiet, Wohnbereiche
Nördl. Ruhrgebiet (Vorkriegs- und Nachkriegsentwicklung = Chemiestandorte)

Die Standorte im Norden, in Richtung Lippe, sind die erweiterungsfähigen. Sie entsprechen etwa unseren an der Küste, falls wir die Fülle der vorhandenen natürlichen Hilfsquellen als Standortgunst annehmen.

Wie das Immissions-Meßsystem im Ruhrgebiet funktioniert, ist bekannt: unabhängig von den Emittenten werden an den Schnittpunkten des Gauß-Krügerschen Koordinatensystems die Immissionen gemessen, die Spitzenwerte gestrichen (um homogene Aussagen zu bekommen!) und das Jahresmittel I_1 und die Maximalkonzentration I_2 errechnet; die klassischen Messungen umfassen Staub, SO_2 und F.

Man kann sogar aus diesen quantitativen Karten eine qualitative anfertigen; das sieht dann ungefähr so aus:

Es wird sehr schön deutlich, daß die rötlichen Farben den Industriegürtel (Emscherzone) wiedergeben. Dabei wird aber auch deutlich, daß die nördlichste Zone (an der Lippe), nämlich die neuesten Standorte, voll besetzt ist mit emittierender Industrie, die die Ausweisung als Erholungsgebiet (Naturpark Hohe Mark) zu einer Farce machen (Alibi für die hohen Schornsteine).

KAPAL

Kaiser-Preussag Aluminium

Der jüngste Betrieb unseres Verbundes ist unser Hüttenwerk in Voerde, Kreis Dinslaken, in dem das für unsere weiterverarbeitenden Betriebe benötigte Metall erzeugt wird.



Die erste Ausbaustufe unserer Aluminiumhütte wurde nach den neuesten technischen Erkenntnissen umweltfreundlich in einer reizvollen Landschaft erstellt. Weitere Ausbaustufen sind geplant.

Für unseren Betriebsbereich **Elektrolyse** suchen wir einen

Industriemeister

Ausschnitt aus WAZ v. 28.10.1972

Kennt man sich dann noch in der Vegetationskunde aus, so stellt man fest, daß durch Immissionseinwirkungen und Stadtklima sich die Ökotopegrenzen verschoben haben: es ist eine zunehmende Kontinentalität der Vegetation zu beobachten (etwa entsprechend der Pflanzengesellschaften Südosteuropas), entstanden über Beeinflussung des Bodens (pH-Wert-Veränderung, Veränderung der Krümelstruktur usw.), d. h. es ist eine neue kulturlandschaftliche Ökotopeinheit entstanden, mit völlig anderen Lebensbedingungen auch für den Menschen.

Und eben diese veränderten Lebensbedingungen sind nicht mehr über SO₂-Messungen zu erfassen. Das SO₂ ist nur mehr eine kumulierende Beigabe, ein Mittel, um das „wir sitzen alle in einem Boot“ zu dokumentieren: der böse Hausbrand, das böse Gewerbe etc; mit all den Messungen wurde erreicht, daß zwar der

„Revier-Himmel blauer, doch Luft gefährlicher“

ist (WAZ 05.06.1974), wie der „Umweltbericht“ des nordrhein-westf. Arbeits- und Sozialministers ausweist.

Bei einer Nachtrazzia am 04./05.06.1974 wurden bei der Überprüfung von 1500 Betrieben in NRW 249 beanstandet (WAZ 06.06.1974), wobei von der Gladbecker Lokalpresse als erfreulich dargestellt wurde, daß es bei den Kraftwerksanlagen keine Verstöße gegeben habe (Vorwarnung? Die VEBA hatte immer so ein gutes Verhältnis zum Gewerbeaufsichtsamt).

Das alles kennen wir aus eigener Erfahrung. Jeder Bewohner eines stark immissionsbelasteten Industriegebietes weiß, daß dort, wo es nach „billigen Bonbons“ und „Blumenkohl“ riecht, nicht nur Schwefeldioxid im Spiel ist. Er braucht nur die HNO₃-(Hals-Nasen-Ohren-) Methode anzuwenden, um den Emittenten festzustellen und da die „besseren Herrschafter“ meist dort wohnen, wo es nicht stinkt (im Ruhrgebiet im Süden), findet der Arbeitende den Dreck, den er produzieren muß, auch vor und in seinem Haus wieder. Nach den Public-relations-Abteilungen der Industrie könnte man fast meinen, die Emission von Blut- und Nervengiften, d. h. die öffentliche Verabreichung von Psychopharmaka durch die Industrie sei eine soziale Großtat, von der selbst die Naturwissenschaftler sich nichts träumen lassen.

Einer der Gutachter zur Ansiedlung des Floatglas-Werkes in Gladbeck, der entsetzt (privat) zugab, er habe von den Lebensbedingungen in Gladbeck nichts geahnt (er selbst entfernte die Panade vom Kotelett, aß nur Knäckebrötchen aus Angst vor Antioxidantien und wohnte im Essener Süden, in der Freizeitzone) wußte anscheinend auch nicht, daß z. B. „Fluor im nördlichen Ruhrgebiet ‘dicht’ ist“, wie unter der Hand in seiner Dienststelle erzählt wurde.

„Fluor ist dicht“ heißt: das Ruhrgebiet ist dicht. Fluoride werden beim Verfeuern von schwerem Heizöl frei. Man muß also an die Küste (mit ihren vorzüglichen natürlichen Hilfsquellen, der vorzüglichen Standortsgunst, den vorzüglich billigen, durch Umstrukturierung der Landwirtschaft arbeitslos gewordenen Arbeitskräften und vorzüglichen Subventionen) ausweichen. Die „Energiekrise“ sorgt dann dafür, daß im Ruhrgebiet auch noch erweitert werden darf.

Das ist der springende Punkt:

die bornierte Ignoranz der Gutachter, die Angst der Bevölkerung, die „Sachzwänge“ schaffende Verwaltung, der Planer als Erfüllungsgehilfe der Verwaltung / des Großkapitals.

Amtliche Bekanntmachung

Vierte Erweiterung des Kraftwerks Scholven der VEBA Kraftwerke Ruhr AG in Gelsenkirchen-Buer-Scholven

WAZ
30.3.74

Die VEBA Kraftwerke Ruhr AG (VKR) haben einen Antrag auf einen Zwischenbescheid für die Errichtung und den Betrieb einer Dampfkesselanlage für das Kraftwerk Scholven - Block F - als vierte Erweiterung des Kraftwerks Scholven in Gelsenkirchen, Gemarkung Buer, Flur 4 + 6 gemäß § 24 der Gewerbeordnung und § 10 der Dampfkesselverordnung vom 8. 9. 1965 (BGBl. I S. 1300), geändert durch Verordnung vom 30. Juli 1968 (BGBl. I S. 881) gestellt.

Die dazugehörige Feuerungsanlage von über 800 000 Kilocalorien pro Stunde ist als Bestandteil der o. g. Dampfkesselanlage nach § 16 Abs. 1 Satz 2 der GewO in Verbindung mit § 1 Nr. 1 der Verordnung über genehmigungsbedürftige Anlagen nach § 16 der Gewerbeordnung vom 7. Juli 1971 (BGBl. I S. 888) im Rahmen des Erlaubnisverfahrens für Dampfkesselanlagen genehmigungspflichtig.

Die Antragstellerin beabsichtigt, zur Sicherung der Stromversorgung und zur Sicherung eines angemessenen Anteils der Gemeinschaftskohle des deutschen Steinkohlenbergbaues an der Erzeugung elektrischer Energie das Kraftwerk Scholven um einen mit Steinkohle gefeuerten Kraftwerksblock (F) mit einer Leistung von 680 MW zu erweitern.

Der Block, dessen Inbetriebnahme für das Jahr 1977 geplant ist, erhält einen Dampfkessel mit einer Leistung von 2200 t/h und einen Erlaubnisdruck von 230 atü, 535° C Frischdampf Temperatur und einer einfachen Zwischenüberhitzung auf 535° C.

Der Kessel erhält eine 100%ige Kohlenfeuerung für den Einsatz von Steinkohle der Ruhrkohle AG (RAG) mit einem maximalen Aschegehalt von 20% und einem Schwefelgehalt von ca. 1,0%.

Das Rauchgas des neuen Blockes wird über einen neu zu errichtenden 190 m hohen Schornstein abgeleitet.

Maßnahmen zur Reduzierung der Emissionen werden getroffen.

Westd. Allg. Zeitung WAZ vom 30.3.1977

Ich möchte noch einmal die Ansiedlung des Floatglas-Werkes der Flachglas AG Delog-Detag als Beispiel nehmen:

Allein im Umkreis von 12 km liegen 8 große Werke mit sehr hohen Schadstoffemissionen, darunter die Phenol-Chemie als größter Phenolhersteller der Welt und die VEBA-Kraftwerke Ruhr, schon 1973 vor den Erweiterungen das größte Dampfkraftwerk Europas. Die Floatglas-Anlage hat den einzigen Windkanal nach Westen besetzt. (Übrigens: jetzt nach der kommunalen Gebietsreform ist das Floatglas-Werk der geometrische Mittelpunkt der neuen Dreierstadt Gla-Bot-Ki/Bottrop.) Wenden wir auf diesen Standort die oben beschriebene synthetische Methode der Umweltbelastung an, d. h. gehen wir davon aus, daß alle Schadstoff-Effekte sich in den psychischen und physischen Lebensbedingungen widerspiegeln, so kommen wir zu dem, was in Gladbeck vom Forum „Bürger planen“ (einer Gruppe von Architekten, Stadtplanern, Juristen und Theologen) als Gutachten gefordert wurde, mit der Strategie, die Immissionsbelastung und ihre Folgen in Gladbeck bekannt zu machen und als Material gegen die bereits bestehenden Betriebe zu verwenden: ein „Medizinisch-hygienisches Gutachten zur Stadtplanung (Stadtentwicklung) Gladbeck“ (10.12.1971). Es heißt darin:

„Die Forderung an das Gutachten ist nicht mit einem Anspruch auf größte Maßgenauigkeit gekoppelt. Die deduktive Methode soll gewährleisten, daß die bereits bekannten und erkannten Ergebnisse für die Beurteilung der Situation zusammengetragen, interdisziplinär erörtert und im Zusammenhang formuliert werden ...

... Weitere Messungen haben nur dann einen Sinn, wenn die Aufgabe der Messungen über eine Problemorientierung der Aufgabe vorab bestimmt worden ist.“

Der Technische Überwachungsverein in Essen war interessiert, er war bereit, das Gutachten (für 150.000 DM !) zu erstellen, aber die Stadt bzw. die Flachglas AG Delog-Detag hatten kein Interesse daran, ein Gutachten, was in ihren Augen überflüssig war, zu finanzieren.

Dieses Gutachten forderte genau die Definition der „Grenzen der Zumutbarkeit“, die in Planung umzusetzen sind. ‘In Planung umsetzen’, das heißt: Bewohner einer Stadt, einer Region Einflüssen auszusetzen, die wir als Planer und Sie als Naturwissenschaftler nicht mehr in der Gewalt haben, das heißt, neue Nutzungen vorzubereiten, deren positive Folgen heute meist von den Nutzern (d. h. dem Großkapital) und deren negative Folgen meist von der Bevölkerung getragen werden. Wir als Planer, falls wir uns als Vertreter der Beplanten und nicht als verlängerter Arm der Verwaltung verstehen, müssen unsere planerische Arbeit als Erwachsenenbildung verstehen, Planung als Vermittlung von Information. Planung heißt in diesem Falle Problematisieren einer Anforderung.

Wir müssen den Druck erkennen und sichtbar machen, der durch exekutive Instanzen auf ein bestimmtes Gebiet ausgeübt wird. Sind die Folgen klar, müssen wir abschätzen, wie das neue ‘Kulturökotop’ aussehen wird. D. h., wir müssen schon bei Gebietsentwicklungsplänen eine Vorstellung dieses ‘Kulturökotops’ haben, um mögliche „Sachzwänge“ durch vorgeleistete Infrastrukturmaßnahmen (Standortsvorbereitungen) in die richtige Dimension zu rücken.

Standortsvorbereitung, das heißt:

- Aufsandung in Bremen-Seehausen/Hasenbüren
- Mozartstraße
- Universität Bremen
- das heißt in Zukunft Kernkraftwerke als „quasi natürliche Standortsgunst“ wie früher die Kohle im Ruhrgebiet (Lokalisationsimpuls), NEEF 1949).

Es gehört wahrhaftig nicht viel Phantasie dazu, sich die Entwicklung des Rysumer Nackens bei Emden oder der Küste bei Cuxhaven/Neuwerk/Scharhörn in 10 Jahren vorzustellen: die Situation wird der geschilderten in Gladbeck gleichen. Man wird vielleicht schon in 5 Jahren nur noch mit I₁ und I₂, MIK und MAK rechnen.

Regional-, Stadt- und Landschaftsplaner sehen sich in der Lage, die tatsächlichen Bedingungen durch „Weggrüner“ scheinbar zu beseitigen:

„Kletterpoth wird verlegt“ (Naturschutzgebiet im westlichen Ruhrgebiet)

„Landschaftspflegerische Maßnahmen für den Umweltschutz“ (um eine Raffinerie in Ingolstadt pro lfm Zaun 1 einheimische Waldrebe)

„Dieser Wald ist preisgekrönt“ /Shell/Godorf)

Preise des Deutschen Rates für Landespflege (z. B. für die Dekoration einer Raffinerie in Lippe - BP -, die ohne Auflagen genehmigt worden ist).

Umweltschutzwälder der Nippon Steel Corporation, wo die Pflanzensoziologen, Naturwissenschaftler unkritisch die propagandistische Auswertung unterstützen, um sich und ihr eigenes Fach berühmt zu machen.

Was können wir Planer nun aber tun?

Es gibt kein Rezept. Für die Analyse gibt es methodisch bestimmte Erfahrungen, Möglichkeiten der Abstrahierung, ohne an Glaubwürdigkeit zu verlieren. Doch das Entscheidende bei der Planung ist, daß die abstrakte Anforderung irrelevant für den bestimmten Raum ist; die Anforderungen müssen aus den Bedingungen des Planungsraumes entwickelt werden.

Als Beispiel:

Die abstrakte Anforderung „Produktion von Flachglas“ ist bei den eingangs geschilderten Bedingungen für den Raum Gladbeck irrelevant, da sogar die „Grenze der Zumutbarkeit“ (die Grenze des Erträglichen) nach den heutigen Immissionsrichtwerten bei Inversionen und bei dem üblichen Außerbetriebsetzen der Filter bereits überschritten ist. Das heißt, daß das vorhandene 'Kulturökotop' die Grenze der Belastbarkeit erreicht hat (THIENEMANN, MITSCHERLICH).

Der Planer ist also in diesem Falle keiner, der sich an ahistorisch fakten-fetischistischen Normen orientiert, sondern in der Lage ist, in jeweils spezifischen Situationen die Bedrohung und damit den Grad der Betroffenheit für die Existenzbedingung als Ausgangspunkt seiner Arbeit zu nehmen.

Der erste Ansatz, der heute in der Planung realisierbar ist, ist der der Kompensation und aktuellen Entlastung. Erst auf der Ebene dieser Entlastung wird die Aktionsfähigkeit der Betroffenen entwickelbar sein (Planungspsychologie).

Bezogen auf unseren ganz konkreten Standort hier in der Bremer Universität würde das z. B. heißen:

Nachdem der (Mikro-)Standort der Bremer Universität nun einmal feststand, mußte versucht werden, diesen stadtklimatisch äußerst ungünstigen Standort durch kompensatorische Planung, d. h. durch entsprechende Bau- und Freiraumstrukturen bewohnbar zu machen. (Gutachtergemeinschaft Freiraumplanung Uni Bremen - 1973 - / Das Gutachten wurde übrigens nicht vom Universitätsbauamt ausgewertet).

Bezogen auf Bremen-Seehausen/Hasenbüren würde das heißen:

Wenn keine politischen Entscheidungen durchgesetzt werden, die die gewerbliche und industrielle Besiedlung des Niedervielands zurücknehmen, ist es notwendig, eine Bebauungs- und Realisierungsplanung zu betreiben, die

1. nachhaltig die Ansiedlung von stark emittierender Grundstoffindustrie verhindert
2. die stadtklimatischen (landschaftsökologischen) Bedingungen des Bremer Stadtgebietes zumindest im derzeitigen Zustand (Immission und Temperaturhaushalt zu erhalten,

d. h. zu

1. aus strategischen Gründen kein 800 m breiter ungenutzter Streifen an der Weser als „Umweltschutzzone“ á la Nippon Steel.
2. wenn „Immissionsfaller“ hergestellt werden können, dann nicht als Wald- oder Aufforstungszone, sondern ausschließlich als offene Grünlandflächen mit absteigender Zirkulation.

Die Siedlungsstruktur des Gewerbegebietes muß also so aufgebaut sein, daß ein stabiles Lokalklima entsteht, das die angrenzenden Stadtgebiete nicht negativ beeinflusst. Bezogen auf den Kernkraftwerksstandort Laßbrönne/Drage elbaufwärts von Hamburg heißt das z.B.:

Mit allen Mitteln z. B. der Nutzungsbindung (Landschaftsschutz, Naturschutz, Erholungsnutzung) zur Einengung der benötigten Betriebsfläche, durch Aufklärung der Bevölkerung und Unterstützung sich bildender oder bestehender Bürgerinitiativen versuchen, den Bau der Atomkraftwerke zu verhindern, solange nicht bewiesen ist, daß Atomkraftwerke nicht lebensgefährdend sind.

Ist das die Möglichkeit, die „Vergesellschaftung sozialer Kosten privatkapitalistischer Initiative“ (ROMMELSPACHER 1970) in ihrer Auswirkung auf die natürlichen Hilfsquellen und damit die Lebensmöglichkeiten zu unterbinden? Wie bedient man sich der Bürgerinitiativen, der Parlamente, der Verwaltung?

Der Planungsverband Rheinberg beschloß im August 1973, nicht die VEBA Raffinerie, sondern nur nicht emittierendes Gewerbe anzusiedeln; es wurden nur ca. 40 % der vorgesehenen Fläche als Gewerbegebiet ausgewiesen (Weser-Kurier 05.09.1973). Hier zeigte sich sehr deutlich, daß Planung eine Frage der Information, der Aufklärung ist. Dazu noch waren die Mitglieder des Planungsverbandes selbst betroffen, sie wußten aus eigener Erfahrung (STEAG - WALLRAFF/HAGEN: Was wollt ihr denn, ihr lebt ja noch) und durch zusätzliche Gutachten der LIB und der Medizinischen Gesellschaft für Umweltfragen, Duisburg (WAZ 29.08.1973) um die Gefahren der Raffinerie-Ansiedlung.

Minister Halstenberg räumte ein, daß die Gemeinden nach der derzeitigen Gesetzes- und Rechtslage die „alleinige Verantwortung“ tragen. Sie könnten mit ihrer Planungshoheit ohne weiteres die Pläne der Regierung durchkreuzen. Der Planungsverband Rheinberg habe es sich nicht leicht gemacht. Halstenberg: „Mein Respekt.“

Der Minister ließ aber keinen Zweifel, daß ihm Gesetze lieber wären, die künftig einmal den Gemeinden „die Last der Verantwortung“ abnehmen. Dieses freundliche Hilfeangebot aber werden die Städte und Gemeinden mit Sicherheit ablehnen, weil sie dann auch auf einem der letzten ihnen verbliebenen Gebiete

ihre staatsunabhängige Planungskompetenz verlieren.

Halstenberg meinte weiter, der Beschluß lasse der VEBA noch einen Weg offen. Das aber bestreitet der Vorsitzende des Planungsausschusses und Rheinberger Stadtdirektor Lanz. „Ich sehe für die VEBA kaum noch eine Hoffnung.“ Der Konzern selbst hat noch nicht bekanntgegeben, ob er auf dem kleinen Gelände von 240 Hektar bauen möchte. Selbst wenn er das beabsichtigen sollte, würde der Planungsverband es mit den einzelnen erforderlichen Bebauungsplänen wiederum verhindern können.

Weser Kurier 5.9.1973

Um es noch einmal anders zu sagen:

Solange die Gutachten nach naturwissenschaftlich-empirischen Normen aufgestellt werden (wie alle Empiriker das so machen: auch Ökonomen und Soziologen), solange die Gutachten nicht sozialökonomisch diskutiert werden, solange die Frage der Nachhaltigkeit und Betroffenheit fehlt - es geht um Menschen und nicht um Sachen - solange die Gutachter nicht ihrerseits im Konflikt mit der Verwaltung arbeiten, nützen alle Grenzwerte nichts.



Ruhrgebiet 1974

Frankfurt/M. 1981



Inge Meta Hülbusch (1987)

Innenhaus - Aussenhaus / Spielraum - Streifraum - der "gelebte Raum" - ¹

In der letzten Zeit intensiviert sich die Diskussion darum, was denn überhaupt FREIRAUM für Frauen sei. Dabei gibt es (wieder einmal) eine Spaltung zwischen den Frauen: diese Spaltung wird (wieder einmal) am 'Kind', nicht an der Frau festgemacht. Es wird gesagt, Frau mit Kind habe andere Bedürfnisse als Frau ohne Kind. Dabei wäre natürlich zu fragen, ob Frau mit „geliehenem“ Kind, Ferienkind z. B., beim Hüten andere Bedürfnisse hat als eine Frau mit eigenem Kind, d. h. einem Kind in ständiger Pflege.

DAS WÄRE DAS EINE, WAS ZU KLÄREN WÄRE:

Hat das Kind die 'anderen' Bedürfnisse oder hat die Frau, die sich für ein Kind zuständig erklärt, d. h. deren partielle Arbeit die Aufzucht des Kindes ist, ihre Bedürfnisse verändert?

DIE ZWEITE FRAGE WÄRE:

Tritt diese sogenannte Spaltung in 'zwei Frauen' allein durch das biologische Ereignis 'Gebären' ein, oder bekommt eine bestimmte 'Sorte' Frau, so will ich es einmal formulieren, unter heutigen Bedingungen Kinder, d. h. tritt bewußt in die entsprechenden Lebensbedingungen ein, und eine andere 'Sorte' nicht, wobei noch immer viele der Erstgeborenen nicht geplant sind?

DIE DRITTE FRAGE WÄRE:

Gibt es vielleicht bei den kinderlosen Frauen welche, die so leben wie die Frauen mit Kindern? Gibt es vielleicht auch bei den Frauen mit Kindern welche, die so leben wie kinderlose. Ich denke hier an die sog. Rabenmütterdiskussion.

Was ich hiermit zum Einstieg in das Thema klarmachen möchte: Es gibt für uns Frauen unterschiedliche, zum Teil frei gewählte Lebensformen, die ein unterschiedliches Zeitbudget zur Folge haben, die unterschiedliche Produktions- und Reproduktionsformen aufweisen, die aber auch unterschiedliche Lebenskräfte voraussetzen oder freimachen.

Ich möchte heute darstellen, was wir Frauen gelernt haben, wie wir gelebt haben, ehe wir die Entscheidungen 'Kind - ja oder nein', und 'Planerin werden, Planerin bleiben' treffen - und damit die Entscheidung für einen bis heute noch eindimensionalen Lebensweg, der uns der Umwelt nur noch als 'Muttis' sichtbar macht, wenn wir uns nicht selbst als 'Rabenmütter' deklarieren.

WIE SIEHT ALSO DER LEBENSWEG VON UNS FRAUEN AUS?

Wir werden geboren: drinnen, im Haus, in der Klinik, von einer Frau. Ich habe in den letzten Jahren von keiner Bäuerin mehr gehört, die ihr Kind auf dem Feld bekam: Sturzgeburt. Wir kommen also in die Wiege, in das Bettchen (drinnen) und ab und zu

¹ aus: Planungsfrauen - Frauenplanung; Symposiumsbeiträge von Landschaftsplanerinnen. Hg.: Frauengruppen Freising und Wien. Wien/Freising Nov. 1987, S: 88-104

mal nach draußen, im Tuch, im Wagen, in der Karre, mal auf den Balkon oder die Terrasse oder werden in den Garten oder Park geschoben, je nach Zeit und Lust und Laune und Pflichtbewußtsein und Wohlstand und Armut und Gesundheit und Krankheit (meist) der Mutter. Wie es dabei um unsere geistige und körperliche Entwicklung steht, ist nachzulesen: daß Mädchen weniger zum Entwickeln von körperlichen Fähigkeiten angehalten werden (durch Hochziehen usw.), wird dort gesagt ... Die Bedeutung der Sozialisation von Kleinkindern ist bekannt: Wie werden Mädchen zu Mädchen und Jungen zu Jungen?

Elena GIANINI-BELOTTI, eine italienische Ärztin beschreibt das folgendermaßen: „Wenn in Lucania ein Knabe zur Welt gekommen ist, wird ein Eimer Wasser auf die Straße ausgegossen, ein Zeichen dafür, daß es die Bestimmung des Neugeborenen ist, als Mann die Straßen der Welt zu bereisen. Ist es jedoch ein Mädchen, so wird das Wasser auf den Herd gegossen, um anzuzeigen, daß es in den vier Wänden des Hauses leben wird. Wenn man auch anderswo diese Symbolik nicht kennt - die Wirklichkeit ist überall die gleiche!“ (C. WARD, Das Kind in der Stadt, S. 152).

Colin WARD weist darauf hin, daß Mädchen in den Untersuchungen von Jugendkulturen kaum eine Rolle spielen, bis heute nicht. Seine Analyse der englischsprachigen Literatur entspricht dem, was uns aus der deutschsprachigen bekannt ist: Martha MUCHOW in Hamburg war die einzige, die sich intensiv auch mit Mädchen und ihrem 'Lebensraum' beschäftigte.

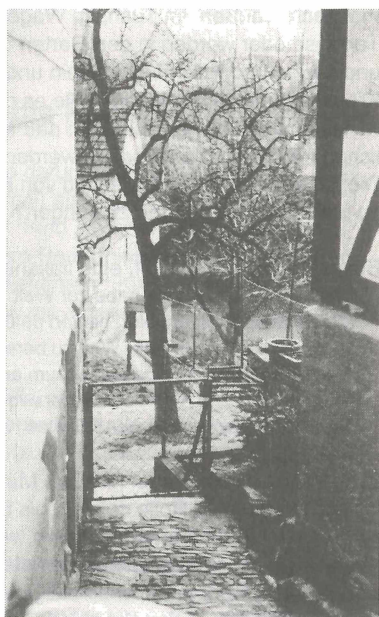
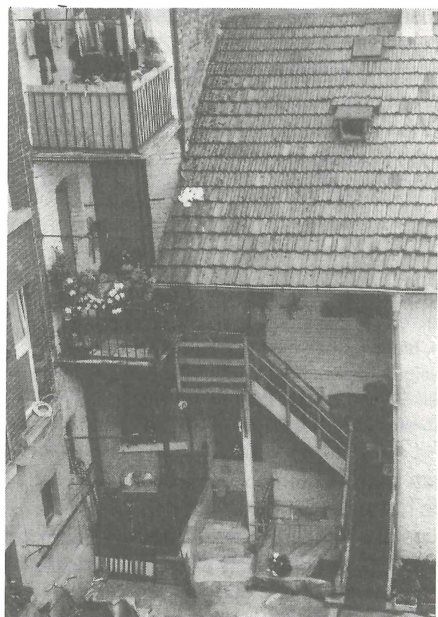
Bevor ich wieder zu den Kleinkindern zurückkehre, möchte ich auf eine Falle aufmerksam machen, in die Planung einerseits sowie die Soziologie/Psychologie andererseits immer wieder gerät, wenn Lebensbedingungen diskutiert werden. Jürgen ZINNECKER (in seiner Einführung zu Martha und Hans Heinrich MUCHOWS 'Der Lebensraum des Großstadtkindes' beschreibt das Problem folgendermaßen (Seite 25 f.):

„Überleitender Exkurs über verlorene und wiedergefundene Forschungsfragen

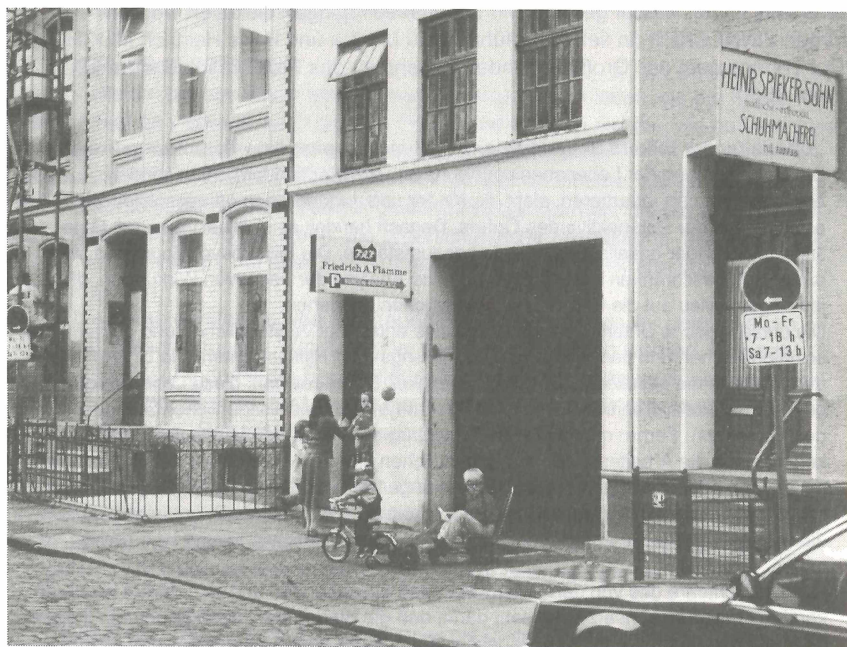
Die Untersuchung der Lebensbedingungen von Großstadtkindern, insbesondere aus Arbeiterfamilien und -quartieren, sieht die Kinder und Jugendlichen oft ausschließlich und einseitig aus der Perspektive des Opfers. Danach handelt es sich bei ihnen um Opfer definitiv ungünstiger gesellschaftlicher Lebensumstände. Die Milieupsychologie und Milieupädagogik beschränken sich deshalb auf eine Analyse der negativen Wirkungen, die vom jeweiligen Milieu auf die Kinder und Jugendlichen ausgehen.

Die undialektische Untersuchungsperspektive entspringt verständlichen und gutgemeinten sozialpolitischen und pädagogischen Aufklärungs- und Hilfsabsichten. Die Untersuchenden möchten die gesellschaftliche Notwendigkeit unterstreichen, diese Lebensbedingungen zu reformieren oder zu revolutionieren (je nach gesellschaftlicher Grundposition des Forschers). Ferner möchte diese Forschung der bequemen Ideologie entgegenwirken, wonach die Arbeiterkinder und -jugendlichen eine rein individuelle Schuld an ihrer derzeitigen oder künftigen mißlichen Lebenslage tragen; oder wonach übergesellschaftliche, zum Beispiel biologische Gesetzmäßigkeiten (z. B. negative Begabungsauslese) diese Lage verursacht hätten.

Das Unfruchtbare des von den Milieuwirkungen ausgehenden und sich darauf beschränkenen Forschungsansatzes besteht darin, daß die Kinder und Jugendlichen als Subjekte ihrer eigenen Biografie und Lebensgeschichte aus der Analyse ausgeschaltet werden.



Vor- und Hinter- Höfe in Darmstadt, Crumbach, Bremen



Wie setzen sie sich mit der ihnen vorgegebenen Umwelt auseinander, eignen sie sich diese Welt an und wie schaffen sie diese im Prozess der Aneignung zur 'personalen Welt' (Stern) um? Wie immer wir das Gewicht der subjektiven Aneignungsvorgänge und die dabei stattfindende Umschaffung der vorgefundenen gesellschaftlichen Umwelt einschätzen - unbezweifelbar dürfte sein, daß die Analyse dieses Aneignungsprozesses sowie seiner Ergebnisse ein zentrales Interesse jeder relevanten Sozialisationsforschung bilden muß. Die wissenschaftliche Parteilichkeit der Lebensraumuntersuchung ist eine doppelte: Der Forscher nimmt die persönliche, handlungsleitende Weltperspektive der Subjekte ernst und macht sie zum Ausgangspunkt und zum letztlich Ziel der Untersuchung. Der Forscher unterstellt, daß der zu Untersuchende aus einer (sinnvollen) Gesamtperspektive heraus handelt und seine personale Welt gestaltet. Der Praxisbezug dieser Art der Forschung ist, wie gesagt, ein pädagogischer. Sie möchte Müttern, Lehrern, Fürsorgern die geistige Welt ihres Gegenübers erschließen, damit diese - den individuellen Modus der Weltbewältigung des anderen kennend - zu einer sinnvollen Verständigung mit dem Hilfsbedürftigen gelangen. Die praktische Konsequenz aus dem Untersuchungsprogramm kann nur lauten, sich auf das Gegenüber qua verstehender Identifikation stärker einzustellen. Diese humanistische Intention verträgt sich nicht mit technisch-distanzierten oder manipulativen Umgangsmodi gegenüber Kindern, Schülern oder Fürsorgebedürftigen ". (Muchow / Muchow)

Diese „technisch-distanzierten oder manipulativen Umgangsmodi“ sind die Voraussetzung für die traditionelle Aufgabe unseres Berufsstandes: nämlich 'aufzuräumen': 'Heil durch Ziegelsteine', wie Jane JACOBS in 'Tod und Leben großer amerikanischer Städte' ironisch Niebuhr zitiert. Dagegen Walter BENJAMIN 1926 (in: Bauwelt 17/1971, Seite 714/15):

„In Abfallprodukten kennen sie das Gesicht, das die Dingwelt gerade ihnen, ihnen allein, zukehrt.“

Colin WARD bestätigt das 50 Jahre später mit den Worten:

„In gewissem Sinne feiert mein Buch den Einfallsreichtum von Kindern und die Art und Weise, wie sie noch aus jeder Einschränkung ein bißchen Glück für sich herauszuholen verstehen.“

Es geht also hier um den gelebten Raum, um den Lebensraum, ein Wort, das leider - wie so viele - in der Nazizeit mit anderen Inhalten versehen worden ist. Das Hamburger Psychologische Laboratorium, an dem Martha Muchow arbeitete, wurde 1933 von den Nazis übernommen, Martha Muchow ging zwei Tage später in den Freitod).

Der „gelebte Raum“ bedingt eine andere Theorie des kindlichen Spiels: was aus der Sicht der Erwachsenenwelt als 'bloßes Spiel' neben der 'Arbeit', dem erwachsenenspezifischen Modus der Weltaneignung in dieser Gesellschaft, erscheint, ist aus der Perspektive der kindlichen Persönlichkeit die ausschließliche und einzig mögliche Form der Weltbewältigung (vgl. J. Zinnecker a.a.O.).

Zurück zum Kleinkind/Kindergartenkind: In bezug auf das Verstehen der 'Totalität der kindlichen Struktur' beim Kleinkind formuliert Martha Muchow ihre pädagogische und wissenschaftliche Intention einmal wie folgt:

„Wir begreifen, welchen Sinn diese Entwicklungserscheinungen in sich bergen und achten diese Leistungen, die das kleine werdende Ich hier vollziehen muß. Von solchem Verständnis des Werdens ausgehend, können wir als Erzieher sowohl lernen, die nötige Zu-

rückhaltung zu üben, als auch die sinngemäße Hilfe zu geben Der Sinn eröffnet sich nunmehr für die vollkommen andere Beschaffenheit dieser Welt als Leistungsraum. Wir leben in der Welt dieser Forderungen und Kräfte, dieser Versagungen und Erfüllungen. Für das Kindergartenalter, mit dem wir es hier zu tun haben, ist nun, wenn wir die sich in ihm vollziehende Entwicklung ins Auge fassen, besonders charakteristisch die allmähliche Auflösung der ursprünglichen Einheit Aber das Kind ist noch weit entfernt davon, die Umwelt als Ganzes schon auf dem Wege denkmäßiger Bewältigung zu beherrschen. Piagets, Frau Bühlers und unsere eigenen Untersuchungen über das Kausaldenken des Kindes in seinen Theoriebildungen oder unsere Hamburger Beobachtungen über kindliche Hoffnungen und Erwartungen und die darin zum Ausdruck kommende Einsicht in die Gesellschaftsabläufe haben deutlich gezeigt, daß die Kausalität als Denkform - trotz der vielen Warumfragen um das vierte bis fünfte Lebensjahr - dem Kinde noch keineswegs in unserem Sinne geläufig ist, daß die streng notwendige und eindeutige Ordnung des Geschehens erst jenseits der Grenze dieser Altersstufe erfaßt und daß die Einordnung der eigenen Person in diese Ordnung erst ein Produkt der Pubertätsentwicklung ist.“

Das, was FRÖBEL für die ‘Knaben’ als wünschenswert ansah, nämlich das entwicklungspsychologisch wichtige, aber in der Stadt und oft auch auf dem Land praktisch so unmöglich gewordene ‘Steigen in Höhlen und Klüfte, das Klettern auf Bäume und Berge, das Suchen in Höhen und Tiefen, das Schweifen in Wäldern und Feldern’ (Menschen-erziehung, 1826) hat für Mädchen mit derartiger Intensität nie stattgefunden; ‘herumstrome-nde’ Mädchen sind auch heute immer noch ‘Jungensart’. Man denke nur an die Kinder- und Jugendliteratur, Pippi Langstrumpf, die ohne Mutter aufwächst, ist auch da eine Ausnahme. Für meine Töchter war Pippi eine Zeit lang „von Beruf Finderir“: sie findet einfach alles, was die Kinder veranlaßt, unter jedem Kaugummi-automaten nach Geld Ausschau zu halten - und auch oft was zu finden. So wurde die Ältere - auf Grund ihrer besonderen ‘Findigkeit’ und ihrer guten Augen - auch eine Zeit lang von Beruf Finderin. Und jetzt ist sie Trainerin, Basketball, von dem die Amerikaner sagen, daß er die Mädchen aggressiv mache, wie neulich in der Tagespresse stand.

Was hat das alles mit uns, unserem Studium und unserer Berufstätigkeit als Planerin zu tun?

Ich glaube, daß vieles dazu im Beitrag von Katharina Weresch deutlich wird. Deshalb möchte ich hier in der Planung ‘gängige’ Betrachtungsebenen vorstellen.

Wir als Planer/innen sind oft nur zu sehr geneigt, die Folgen unserer Planung auf die Nutzer vereinfachend wahrzunehmen:

- die Planung ist so toll, daß die dummen Nutzer/innen nicht damit umgehen können.
- die Planung ist so schlecht daß die armen Bewohner/innen Opfer dieser Planung werden.
- die Planung ist so mittelmäßig, daß keine/r damit etwas anfangen kann.
- die Planung macht so viele Angebote, daß jede/r sie sich aneignen und umformen kann.

Welchen Planungs- bzw. Untersuchungsansatz wir haben, ist vielleicht ein Resultat dessen, was wir ‘erlebt’ haben, was wir uns ‘angeeignet’ haben. Heinrich MUCHOW definiert das so,

„daß es sich bei der vom Großstadtkind ‘gelebten Welt’, wie überhaupt bei jeder ‘gelebten Welt’ um ein eigentümliches, zwischen Person und Welt sich realisierendes Leben handelt. Es war also nicht mehr zu untersuchen, wie eine so und so zu beschreibende Großstadtwelt die in ihr lebenden, so und so beschaffenen Kinder beeinflusste, sondern es war zu zeigen, wie das Kind seine Umgebung ‘Großstadt’ zu seiner Umwelt umschafft, und wie sich alsdann die vom Kinde ‘gelebte Welt’ Großstadt darstellt“ (Seite 7).

So sind die Spiel- und Streifräume von Dorf- und Stadtkindern vergleichbar. Der ‘Dorf’-Rand, der dysfunktionale Raum, die ‘Wilde Grünbrache, das ‘wilde Grün der Städte’ ist zwar (nach MUCHOW, Seite 55) von 2/5 der Mädchen und 3/5 der Jungen gewünscht, wird aber, da es seit Jahrzehnten fast nur noch Industriebrache gibt (mit Ausnahme der Trümmergrundstücke der Nachkriegszeit), fast nur noch von Jungen ‘studienhalber’ genutzt (siehe schon M. MUCHOW, Seite 34). So trägt wohl auch die Forderung der ‘Berliner Erklärung’ 1987 mehr zur ‘Emanzipation’ der Jungen bei. Daß Jugendarbeit und Jugendsoziologie immer noch ‘Jungensoziologie’ ist, läßt sich überall feststellen. Auch ich hatte bis jetzt Schwierigkeiten auseinanderzuhalten, was Mädchen wünschen und was die Jungen.

Es ist ja nicht so, daß die Mädchen auf das ‘Drinnen’ fixiert sind und die Jungen auf das ‘Draußen’. Gerade in der Jugendzentrumsdiskussion zeigt sich das Gegenteil: die Jungen wünschen eine ‘Hütte’, ein ‘Häuschen’, ein ‘Innenhaus’. Der ‘Schuppen’ ist Männersache, wie Ingrid KRONER in ihrer bisher unveröffentlichten Untersuchung ‘Freizeit im Dorf’ 1989 feststellt (Seite 103 ff):

„Die Geschichte des ‘Schuppens’

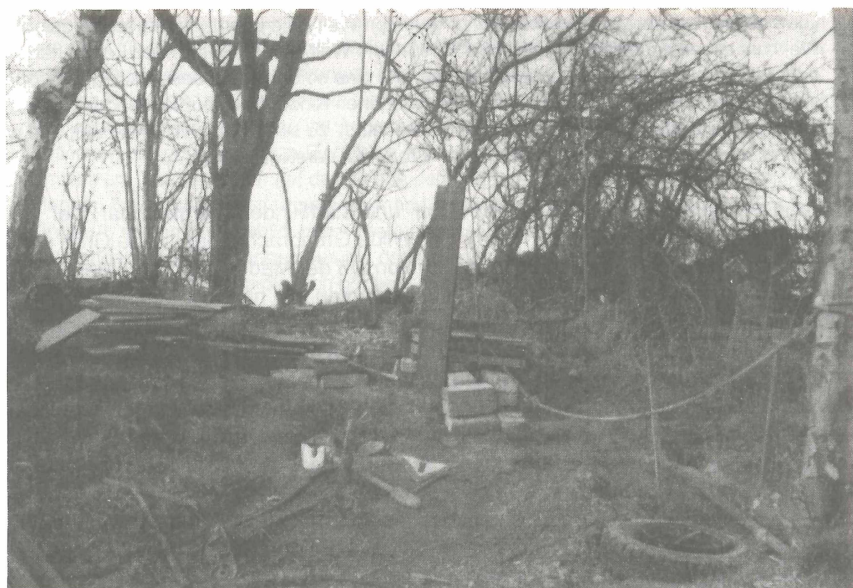
Wir sitzen im ‘Schuppen’ und haben ein Gespräch über den ‘Schuppen’. Elf Dorfjugendliche sind gekommen, Kerle - denn es ist hauptsächlich ein Treff für die männliche Jugend. Sauber und aufgeräumt ist es, das gehört zur Präsentation für meinen Besuch und überall stößt man auf gemeinsam Gemachtes, auf Spuren der Aneignung. Daß man ‘so etwas’ erreicht, ja erkämpft hat, und daß man ‘sowas’ aus dem alten Ding hier oben hinter der Molke gemacht hat, darauf sind alle Schuppenmitglieder stolz. - Wie fing es denn an?

...der ‘Schuppen’ ist so wie ein Verein

‘Wir haben eine Mitgliedschaft von 20 Leuten. Da sind lauter Kerle ... keine Mädle. Das sind die Leut, wo wirtet, wo aufräumt, wo Vorstandschaft bildet, wo eigentlich die ganze Verantwortung tragt. Da wird im 2-Wochen-Turnus der Wirt gewechselt und da wird jedesmal am Samstag dazwischen geputzt, daß es einigermaßen sauber aussieht. - Vorstandschaft, das muß schon sein.’

... das ‘Ding’ hat seinen Sinn

Und was ist mit den Problemen? Natürlich gibt es sie, zum Beispiel mit den Mädchen. ‘Wir sind bloß Kerle. Am Anfang haben wir auch Mädle aufgenommen als Mitglieder. Aber es sind nur ein oder zwei Mädle dagewesen. Und sie sind sich verlassen vorgekommen unter 20 Kerle. Es war eine Zeit, da hat man Mädle noch gar nicht richtig anerkannt. Die haben sowieso in den Gesprächen nicht richtig mitschwätzen können, wenn wir so vom Geschäft geschwätzt haben. Und auch so, wenn sie ebbes gesagt haben, dann haben wir gelacht. Wir wären froh, wenn wir jetzt wieder Mädlezuwachs kriegen täten.’



Was der 'Schuppen' nicht leistet

War bisher von den mannigfachen sozial-räumlichen Werten eines lokalen Jugendtreffs die Rede, soll jetzt - wieder ausgehend von der Situation im Untersuchungsdorf - auf Leistungsgrenzen hingewiesen werden.

Es soll zunächst noch einmal an die Tatsache angeknüpft werden, daß im Untersuchungsdorf zum Zeitpunkt der empirischen Erhebungen keine Mädchen zur Mitgliedschaft des 'Schuppens' gehörten und daß der 'Schuppen' generell eher ein 'Treff für die Kerle' ist. Ob es sich bei dieser Situation nur um eine ortsspezifische Entwicklung handelt, die nicht so ohne weiteres auf andere Jugendtreffs übertragen werden kann, oder ob die scheinbar geringe Anziehungskraft des 'Schuppens' für Mädchen etwas Grundsätzlicheres und damit auf andere Dörfer Übertragbares spiegelt, das kann aufgrund des vorliegenden Befragungsmaterials nicht geklärt werden.

Es soll hier jedoch die These zur Diskussion gestellt werden, daß ein lokaler Jugendtreff in der Art des 'Schuppens' unter den gegenwärtigen dörflichen Freizeitbedingungen eher 'Männersache' ist. Die These läßt sich stützen durch Aussagen von Dorfbewohnern. Danach werden die Mädchen im Dorf schon frühzeitig an die Rolle angepaßt, die sie später als Frau in der Öffentlichkeit zu spielen haben. Diese Rolle beinhaltet im Kern das, was von einem jungen Mann so formuliert wird: 'Es ist bei uns Sitte, es ist bei uns so üblich, daß sich das Mädle dem Kerle anpaßt. Die Kerle sind in einer Clique zusammengeslossen, Mädle kommen als Freundin dann mit in die Clique rein.' Es ist also auch heute noch im Dorf üblich, daß das Mädchen in der von Männern dominierten Clique als Begleiterin, als 'Freundin' oder 'Braut' auftritt. 'Aus Kindern werden Leute, aus Mädchen werden Bräute' (Werbeslogan, vgl. den Film 'Rendezvous unterm Nierentisch', d. Verf.). Die Öffentlichkeitsrolle legt die Frau auf ein Wesen fest, das ohne besondere eigene Ambitionen ist.

'Hier auf dem Dorf sind andere Spielregeln', meint dazu eine der betroffenen jungen Frauen, 'die Frau in der Öffentlichkeit, die ist nicht aktiv, oder sagt, was sie will. Und die kritisiert da fast nie. Die bringt zuhause mehr von sich zum Ausdruck. Hier ist auch ihre Welt. Und der Mann bringt das dann in die Öffentlichkeit'. In diesem Sinne wäre der gruppenöffentliche 'Schuppen' also Männersache und die Mädchen lassen es auch Männersache sein. Hierzu würde passen, daß Untersuchungen über Vereinsmitgliedschaft übereinstimmend besagen, daß mehr Männer als Frauen sich in Vereinen zusammenschließen. Und das gilt besonders ausgeprägt für den ländlichen Raum. Aktiv sind die Mädchen des Untersuchungsdorfes in der katholischen Landjugend. Weil man dort mehr 'geistige Sachen macht', und man davon mehr angezogen wird als vom 'Schuppen', der eher eine alternative Wirtschaft ist? oder weil die Eltern ihre Töchter da eher hinlassen, weil man sie dort behüteter glaubt? Oder bevorzugen Mädchen und junge Frauen überhaupt andere Gesellschaftsformen, bzw. Gesellungsgruppen als die gleichaltrigen jungen Männer? Aus den Interviews lassen sich in diesem Zusammenhang zwei Vermutungen ableiten.

- Zum einen: Mädchen und junge Frauen sind gerne in geschlechtshomogenen Cliquen. ('Also ich bin gerne mit meinen Freundinnen zusammen. Mit denen habe ich viel Spaß, mit denen kann ich auch besser reden über Probleme und so.')
- Zum anderen: Mädchen und junge Frauen sind gerne in einer Gruppe, in der die männlichen Mitglieder als potentielle (Heirats-)Partner eine Rolle spielen. Es ist eine Alltagserfahrung, daß Mädchen auf dem Land relativ früh heiraten, vor allem in bäuerlichen Familien. Die halten dementsprechend auch schon frühzeitig nach einem möglichen Lebenspartner Ausschau. Der 'Schuppen' und damit die kleine Gruppe der

Gleichaltrigen aus dem Heimatdorf genügt nicht als 'Markt' für die Partnersuche. 'Wenn du jetzt gerade nach U. fortkommst, da triffst du nicht immer dieselben Leute wie hier, da triffst du jeden Samstag jemand anders.' Die 16jährige Schülerin spricht von einem Nachbarort, in dem es zwei Diskotheken und eine Gemeindehalle gibt. 'Da kennst du nachher einen ganzen Haufen'.

Im Bauerndorf scheint also ein Jugendtreff in der Art des 'Schuppens' eher ein Treff für die männliche Dorfjugend zu sein. Die Frage bleibt offen, was denn im Dorf ein idealer Freizeittreff für Mädchen sein könnte. Die Antwort müßte in einer eigenständigen Untersuchung gefunden werden.“ (Kroner, I.)

Wenn ich mir so die 'Vespa-Clique', den Vespa-Club von Kassel ansehe, ist es dort nicht viel anders: 'Mädle kommen als Freundin dann in die Clique rein.' Auch in nordhessischen Dörfern ist das so. Ein Architekt, der dort an vielen Dorf-erneuerungsvorhaben beteiligt ist, formulierte das noch pointierter:

„Es gibt nur zwei Arten von Jugendlichen: die Sprecher, die sich profilieren wollen, und ihre Mitläufer.

Die braven, strickenden Mädchen ... die schon zufrieden sind ... sie brauchen bloß den Blick zum Fenster.“ (vgl. I. M. HÜLBUSCH, D. LECKE u. a. Bürger beteiligen oder Pläne schmieden? Jugendliche in der Dorfentwicklung, 1984).

So stehen jetzt zwei Aussagen gegeneinander: '... da triffst du jeden Samstag jemand anders, da kennst du nachher einen ganzen Haufen', als Aussage von Mädchen über ihren 'Streifraum' - und warum sollte der eigentlich nicht auf Partnersuche ausgerichtet sein, oder einfach nur auf Flirt? - gegen die Aussage eines Mannes, eines Akademikers, eines 'Kollegen' von uns, der es besser weiß: 'sie sind schon zufrieden, wenn sie eingesperrt sind.'

Es zeigt sich also, daß (immer noch) die Erwachsenen und die Jungen ein anderes Bild von den Mädchen haben, als diese von sich. Das bestätigte M. Muchow, wenn sie sagt, daß die Einordnung der eigenen Person in 'diese Ordnung sogar erst ein Produkt der Pubertätsentwicklung ist'. Wir wissen es inzwischen auch aus vielen anderen Untersuchungen: der 'richtige' Druck setzt bei den Mädchen erst zu dem Zeitpunkt ein, an dem sie gebärfähig werden. So wären wir wieder am Anfang: der Zyklus ist geschlossen.

Was aber die „Lebensraum“-Analysen von Martha Muchow dazu zeigen, ist die Tatsache, daß dieser Zyklus nicht zwangsläufig ist (circulus vitiosus war mal so ein Schlagwort), daß ein 'mittelmäßig begabtes' Kind, d. h. wohl in unserem Jargon: eins ohne Schulstreß, daß einigermaßen gute Noten nach Hause bringt, so daß es nicht unter Druck steht, einen großen 'Aktionsradius' hat, sowohl Junge als auch Mädchen.

'Schlechterbegabte Mädchen müssen oft sehr viel zu Haus helfen, so daß wenig Zeit für Schulaufgaben, Spielen und Streifen bleibt' (Muchow M., Seite 16). Das trifft besonders auf den von Martha Muchow untersuchten relativ armen Hamburger Stadtteil zu.

Setzen wir voraus, daß sich in den 60 Jahren nach dieser Untersuchung nicht sehr viel geändert hat, so ist die aktive Diskussion und Veränderung der Lebensbedingungen für Mädchen eine ganz wichtige Aufgabe für einen Berufsstand, der die

Aktivierung des Lebensraumes zur Aufgabe hat. Wir Planerinnen sind hier doppelt gefragt.

Warum sollte im Zeitalter des Kondoms, in dem ein 'unvorsichtiges Mädchen' leichter AIDS bekommt, als ein Kind, die Gebärfähigkeit ein 'Hindernis' sein? M. Muchow hat doch auch beschrieben, daß bei der Fähigkeit, den Raum zu 'umleben', das 'Opfer' nicht mehr zwangsläufig ist, wenn diese jungen Frauen Unterstützung bekommen, und zwar nicht nur von den eigenen Müttern. Die sind sicher oft überfordert, weil sie oft dann sich damit auseinandersetzen müssen, wenn sie selber in einer Umbruchphase sind. Es ist doch nicht zwangsläufig so, daß Frau ein für allemal geopfert wird auf dem Altar des Kinderkriegens, sondern daß es 9 Monate Schwangerschaft sind - und ein ganzes Leben lang Verantwortung und Isolation, weil die Gehirnwäsche nicht nur in den Köpfen der Männer stattfindet, sondern auch in den Köpfen der Frauen. Unter diesen Umständen ist und bleibt die Gebärfähigkeit der Angelpunkt des Mädchenlebens, wird aus dem Mädchen keine Frau, sondern eine 'Mutter', auch wenn sie es biologisch niemals wird.

Die Frage stellt sich also nicht mehr nach dem Gebärenwollen oder nicht, sondern nach dem Erhalt des 'Streifraums', den wir, jede für sich und gemeinsam, möglichst weit ausdehnen sollten.

Literatur

BENJAMIN, W (1926) : ohne Titel. In: Bauwelt 17 , 19971, Seite 714 f.

FRÖBEL, Fr. (1973): Die Menschenerziehung, Hrsg.: H.Holstein, Kamp pädagog. TB 57.; Bochum

HÜLBUSCH, I.M. und LECKE, D. u.a. (Arbeitsgruppe Praxisforschung) (1989) - Bürger beteiligen oder Pläne schmieden. Jugendliche in der Dorfentwicklungsplanung. Studie i.A. des Hess. Min. f. Landesentwicklung, Umwelt, Landwirtschaft und Forsten. Wiesbaden 1989.

JACOBS, J. (1969) : Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Bauwelt Fundamente 4, Gütersloh und Berlin.

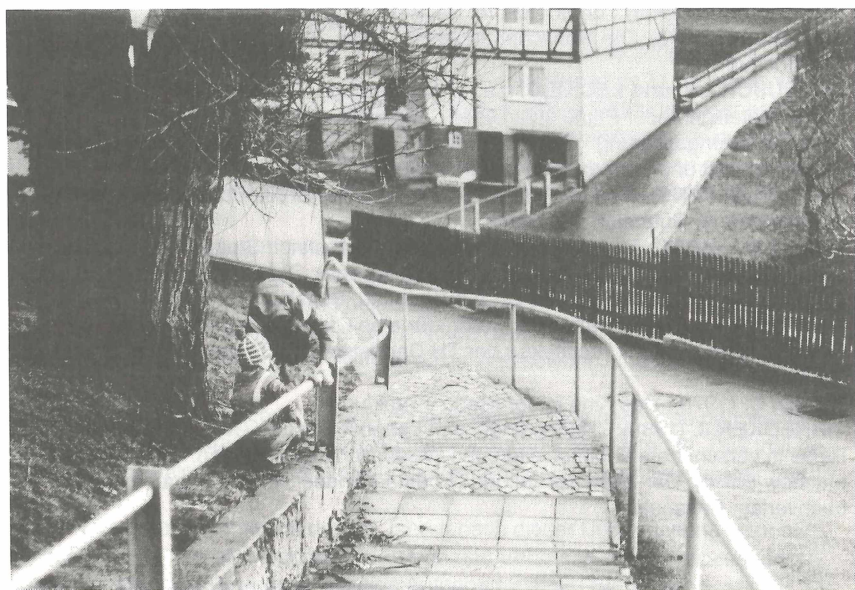
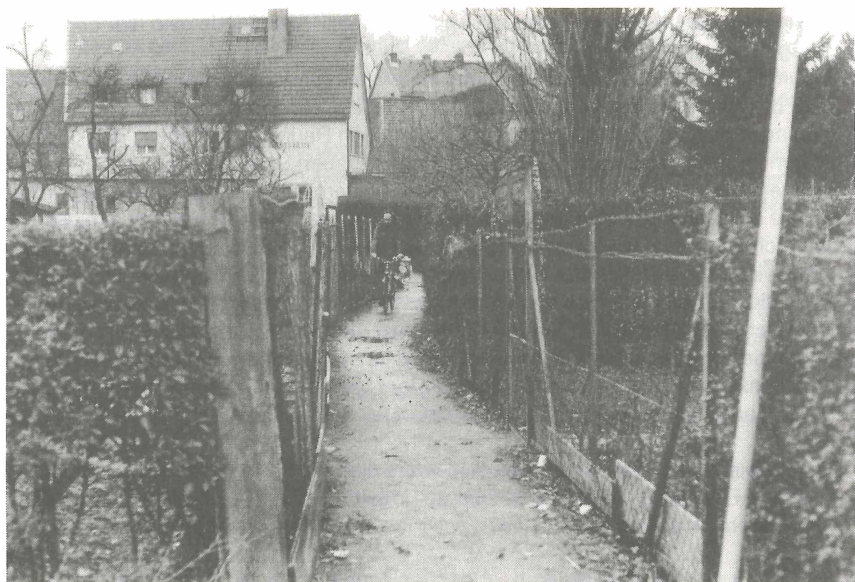
KRONER, I. (1987): Freizeit im Dorf. Unveröff. Manuskript. Stuttgart.

MUCHOW, Martha, MUCHOW, H.H. (1980, 2.Auflage): Der Lebensraum des Großstadtkindes. Reprint 3, päd extra buchverlag. Bensheim.

NARR, W.D. (1981): Gewalt in der Stadt - für eine Ökologie der städtischen Gewaltlosigkeit. In: FB Architektur der TH Darmstadt (Hg) Freiheit Macht Stadt !. Darmstadt.

WARD, C. (1978): Das Kind in der Stadt. Frankfurt/M.

ZINNECKER, J. (1980): „Recherchen zum Lebensraum des Großstadtkindes. Eine Reise in verschüttete Lebenswelten und Wissenschaftstraditionen.“ In: Muchow/ Muchow (1980): Der Lebensraum des Großstadtkindes. Reprint 3, päd extra buchverlag. Bensheim.



Erfahrungen mit der Feldabhängigkeit¹

Begründung des Untersuchungs- und Planungsausschnittes

Die Aussonderung und bauliche Besetzung von städtischen Freiflächen läßt erkennen, daß diese trotz aller Beteuerungen auch als Vorhalteflächen eingeschätzt werden; d. h. öffentliche Freiflächen werden weitgehend als disponible Flächen betrachtet bzw. als Flächen, die, bezogen auf ihren Lagewert, weder die mögliche Bodenrente realisieren noch ausreichend als öffentliche Infrastrukturinvestition zur Sicherung und Erhöhung der Bodenrente (Lagerente) benachbarter Siedlungsgebiete eingesetzt sind. Voraussetzung dieser Interpretation ist neben der ökonomischen Argumentation auch die mangelnde und unreflektierte Einsicht in Funktion und Nutzbarkeit von Freiflächen.

In der Goetheanlage sehen wir die Voraussetzung, diesen Fragen nachzugehen und ein Konzept zur freiraumplanerischen Entwicklung dieser Freifläche zu begründen. Das freiraumplanerische Konzept soll mit dem Ziel versehen sein, eine dichtere Besetzung durch die Bewohner des Quartiers herzustellen und damit weiteren Umwidmungstendenzen einen durch die Nutzer hergestellten Widerstand entgegenzusetzen. Die Grundlage dieser planerischen Darstellung soll aus den Wohn- und Existenzbedingungen der benachbarten/erreichbaren Quartiere und der Darlegung des Freiraumanspruchs/der Funktion (Entlastung, Kompensation, Ergänzung) der Freiräume bestimmt werden. Da ein zentraler Freiraum nur verfügbar ist, wenn ein sozial akzeptiertes Angebot an Freiräumen von unterschiedlicher Quantität und Qualität von den Wohnstandorten aus angeboten ist, soll die Möglichkeit der Überwindung der räumlichen Distanz (sozialpsychologisch diskutiert werden. Ziel der Arbeit ist es, eine theoretische Grundlegung zur Freiraumplanung an den konkreten Bedingungen der Goetheanlage und ihrer Funktion für die angrenzenden Wohngebiete zu entwerfen und zu überprüfen. Die Fragestellung umfaßt das Wohnens, die Wohnform, die räumliche und organisatorische Struktur von Stadtquartieren (Zugänglichkeit, Durchlässigkeit), der Quartiers- und Sozialgeschichte sowie der schicht- und altersspezifischen sozialen Interaktion.

Stellenwert der Erfahrung

Die vorliegende Arbeit weicht von dem ab, was im Berufsalltag eines Planers (Stadt-/Freiraumplaners) als Auftrag bearbeitet wird. Normalerweise gibt es für solch eine Untersuchung keinen Auftraggeber, es gibt aber auf der anderen Seite auch wenig Interessen seitens der Planer, die von uns diskutierten Fragen überhaupt anzuschneiden, weil man Angst hat, damit beim Auftraggeber anzuecken (oder weil sie nicht interessieren).

Auslösender Faktor für die Angst vor der detaillierten Untersuchung des Freiraumanspruchs der Bewohner ist wohl die besonders in den Diskussionen der

¹ Einleitender Text (S. 1 - 18) aus der Projektarbeit 1977: Verfügbarkeit der Freiflächen im Kasseler Westen. Unter besonderer Berücksichtigung der Goetheanlage. Arbeitsbericht Heft 10 des FB Stadt- und Landschaftsplanung. Gesamthochschule Kassel. 1978

50er und 60er Jahre deutlich gewordene Funktion der Freiflächen als Vorhalteflächen („Negativflächen“, s. H.v.TUCHER 1967), ein Prozeß, der auch für Kassel mündlich von Pfarrer HELDMANN u. a. am Beispiel Wehlheiden (Annette v. Droste-Hülshoff-Schule auf einer ehemaligen Bleiche) bestätigt wurde; d. h. öffentliche oder ehemals private, in die öffentliche Hand übergegangene Grünflächen werden mit öffentlichen oder privaten, von der öffentlichen Hand geförderten Gebäuden besetzt (z. B. Wintershall und geplantes Kongreßzentrum im Stadthallengarten).

Für den normalerweise angepaßten Planer bedeutet diese Betrachtungsweise, daß er sich nicht um die Belange der Bewohner kümmern darf, weil dann auch ihm deutlich werden könnte, daß der Lebensraum der Bewohner des von der Umwidmung der „Negativflächen“ in eine „Positivflächen“, d. h. Bebauung des für die Bewohner so notwendigen wohnungsnahen Freiraums, in unverantwortlicher Weise eingeengt wird. Der Planer wird so einerseits zum Handlanger der Bauherren, andererseits zum Touristen degradiert: er sieht nur noch die Kapitalverwertung und deren Produkte unter technokratischen und ästhetischen Aspekten, wie sie ja auch an den meisten Hochschulen gelehrt werden.

Die Vertreibungsprozesse der letzten Jahre (man denke hier nur an das Frankfurter Westend - trotz Bürgerinitiative -, an das Gebiet um den Hamburger Fischmarkt - trotz Bürgerinitiative -) haben den Widerstand der Bewohner hervorgerufen, vor allem der immobilen Bevölkerung, der Frauen und Alten, deren Feldabhängigkeit sehr groß ist (wir denken hier vor allem an die Zechensiedlungen im Ruhrgebiet: Eisenheim, Flöz Dickebank ..., an das Ostertor in Bremen). Hier sind die Bewohner dankbar für Beratung durch Planer.

Wir Autorinnen dieser Arbeit haben selbst mit Familie in Gebieten mit Veränderungssperre und entsprechenden Sanierungsvorbereitungen gewohnt. Wir möchten hiermit versuchen, etwas von unseren Erfahrungen - wir sind ausgebildete Freiraumplanerinnen mit Berufserfahrung - Planern und Betroffenen zu vermitteln. Nun noch ein Wort in eigener Sache als Frauen und Mütter. Wir - die Autorinnen - behaupten, daß Stadt- und Freiraumplanung, wie sie heute fast überall noch gehandhabt wird, frauenfeindlich und damit menschenfeindlich ist.

Die Wirtschaftsform bewirkt, daß Frauen in Zeiten mit Arbeitskräftemangel dazu gut sind, schlechtbezahlte Aushilfshandlanger zu sein: d. h. die Möglichkeit, halb- und auch ganztags zu arbeiten, ist relativ groß. Die Ganztagsbeschäftigung hat zur Folge, daß die kleineren Kinder (Grundschulalter) meist auch nachmittags in Horten versorgt werden und das Stadtviertel/Quartier nutzen wie ein Arbeitnehmer: Die Ansprüche an den Straßenraum, an das „Außenhaus“, an den Park sind andere als die des Kindergarten- und Schulkindes, auf das mittags eine Bezugsperson zu Hause wartet. In Zeiten der Rezession und Arbeitslosigkeit (oder schlechter Verteilung der Arbeitskräfte) werden, wie sich jetzt wieder gezeigt hat, zuerst die teilzeitbeschäftigten und unbequemen Frauen und die Alten und Jugendlichen entlassen. Sie haben meist zu ihrem Beruf noch Kinder und Haushalt und den Mann zu versorgen, sind oft an der Grenze der physischen Belastbarkeit und oft auf einen Verdienst angewiesen - „unvollständige“ Familien und kinderreiche Familien sind in unser Wirtschaftssystem nur als Verbraucher eingeplant. D. h. also, daß eine Freiraumplanung, die in „Wachstumszeiter“ aus ökonomischen Gründen darauf erpicht ist, reibungslosen Hin- und Herweg zwischen Wohnung und Arbeitsplatz zu

garantieren und die Freiflächen allein zur Repräsentation und hygienischen Reproduktion der Arbeitskraft zu organisieren, in „Wachstumskrise“ oder dem, was man dafür hält, die ganze Hilflosigkeit, Abhängigkeit und/oder Korruption der Planer sichtbar macht: nichts läuft mehr:

die Frauen „sitzen auf der Straße“

die Jugendlichen „sitzen auf der Straße“

die Alten „sitzen auf der Straße“

Sie bevölkern auf einmal alle wieder den Straßenraum, die Anlagen, das Außenhaus, wenn sie nicht resignierend im Haus bleiben, weil sie sich schämen, als Arbeitslose erkannt zu werden. Die Tagesheime und Kindergärten sind nicht mehr überfüllt: eine nicht arbeitende Mutter benötigt sie nicht oder hat kein Geld mehr dafür: die Kinder „sitzen auf der Straße“.

„Menschen, die keine Macht mehr besitzen“ (M. Mead) sitzen auf der Straße.

Die Stadt wird auf einmal wieder „urban“.

Haben sich die Herren Planer denn schon einmal überlegt, daß „Urbanität“ nur von Leuten produziert werden kann, die Zeit haben? Das süße Nichtstun! So kann man die erzwungene Not, das erzwungene Nichtstun auch umschreiben. Ganz einfach: Wachstumskrise und „Urbanität“ gehören zusammen. Jene Städte sind „urban“, in denen es viele Arme und wenige Reiche gibt. Dort verdienen sich nämlich alle die „malerischen“ Schuhputzer und Straßenhändler und Straßenkünstler ihren Lebensunterhalt; darum ist auch der Königsplatz in Kassel so „urban“, weil dort das Straßenbild zum Entzücken der Touristen „belebt“ wird durch Leute, die davon leben müssen. Das erinnert so an Paris, Wien, Berlin ... (Hochburgen des Kapitalismus und des Elends).

Ganz anders die „bürgerliche“ Stadt mit relativ gleichmäßig verteiltem Wohlstand (wie z. B. Bremen). Bremen ist nicht im geringsten „urban“ im Sinne z. B. H.P. BAHRDTs. Deshalb ist Bremen auch keine Stadt für Touristen. Wir kennen Neubremer, die auf der Rückfahrt aus Süddeutschland aus dem Zug heraus die ersten weißen Bremer Häuser sahen und aufatmend sagten: „Jetzt sind wir zu Haus“. Wohlgemerkt, sie wohnten erst ganz kurze Zeit in Bremen und betrachteten es als ihr Zuhause.

Was wir damit sagen wollen?

Es gibt Städte, in denen ist man sofort zu Haus, in denen hat man zumindest das Gefühl, erwünscht zu sein, und es gibt Städte, in denen bleibt man Tourist, manchmal für immer. Entscheidend dafür sind auch das Haus und das „Außenhaus“, die Möglichkeit der Identifizierung der Bewohner mit ihrer Umgebung, das Gefühl, nicht ausgenutzt zu werden und frei reden zu können, nicht auf die Straße geworfen zu werden und auf der Straße sitzen zu müssen.

Die Straße ist für uns da und nicht wir für die Straße.

Die Stadt ist für uns da und nicht wir für die Stadt.

Mit Absicht stellen wir in dieser Arbeit die sozialpsychologischen Aspekte in den Vordergrund, da es uns, als Mütter von Schulkindern, die einerseits Erfahrungen in der eigenen Familie, andererseits Berufserfahrung als Freiraumplaner mitbringen, wichtig war, im Hinblick auf unsere eigenen Sozialisationsmöglichkeiten - wir wohnen zur Zeit im Kasseler Westen - und die unserer Kinder, Planungskonzepte zu überprüfen und zu entwerfen. So fällt die vorliegende Arbeit sicher etwas einseitig

zugunsten der Kinder und Mütter aus; wir sind der Meinung, daß wir gegenüber den Kindern verantwortlich sind, es also vor allen Dingen auf sie ankommt. Warum, möchten wir kurz erläutern.

Die amerikanische Anthropologin Margaret MEAD unterscheidet in „Der Konflikt der Generationen“ drei Kategorien von Kulturen - „die postfigurative Kultur, in der Kinder primär von ihren Vorfahren lernen, die konfigurative Kultur, in der sowohl Kinder wie Erwachsene von Ebenbürtigen lernen, und die präfigurative Kultur, in der Erwachsene auch von ihren Kindern lernen“ (S. 23, Hervorhebungen v. Verf.).

M. MEAD schreibt die Kontinuität aller Kulturen der physischen Präsenz mindestens dreier Generationen zu: - Die postfigurative Kultur sei eine Mehrgenerationenkultur, die ihre Kontinuität aus den Erwartungen der Alten und dem Umstand bezieht, daß diese Erwartungen den Jungen fast unauslöschlich eingeprägt werden.

„Eine solche Gesellschaft läßt keinen Raum für die Beschwörung mythischer Elterngestalten, die in einer sich wandelnden Welt so oft bemüht werden, um elterliche Forderungen zu rechtfertigen: ‘Mein Vater hätte dies (oder das oder jenes) nicht getan.’ Darauf kann man nicht zurückgreifen, wenn ein Großvater dabeisitzt und mit dem kleinen Enkel ein freundlich-bequemes Bündnis unterhält, während der Vater durch das zwischen Vater und Sohn bestehende Disziplinverhältnis beider Gegenspieler wird ... (S. 27). ... Kinder, die ihre frühen Jahre in glücklicher Geborgenheit verbrachten, meistern neue Lebensumstände oft mit größerer Sicherheit und Anpassungsfähigkeit als Kinder mit düsteren und qualvollen Kindheitserfahrungen. Ein mit Strafen und unter Androhung völliger Zurückweisung eingedrillter Begriff von der kulturellen Identität zeigt erstaunliche Lebenskraft ...“ (S. 41).

- „In allen konfigurativen Kulturen dominieren noch die Älteren in dem Sinn, daß sie bestimmen, in welchem Stil und innerhalb welcher Grenzen Konfiguration im Verhalten der Jungen Ausdruck findet“ (S. 52).

M. MEAD stellt fest, daß in diesen Kulturen erwartet wird, daß sich das Verhalten der jüngeren Generation von dem der Eltern und Großeltern unterscheiden wird. Das führt bei den Individuen zur Entwicklung neuer Stile, bei deren Erfolg man Vorbild für andere Mitglieder der gleichen Generation wird. Konfiguration findet nach M. MEAD ihre Ansätze in einem Bruch im postfigurativen System, herbeigeführt durch Katastrophen und damit Dezimierung z. b. der älteren Generation, durch neue Technologien, Auswanderung, Eroberung, religiöse Bekehrung, Revolution.

„Immerhin bewirkt allein schon die Vorstellung, daß eine Vielzahl Erwachsener mit unterschiedlichem Erziehungshintergrund und unterschiedlichen Erwartungen in eine Gesellschaft eingegliedert werden kann, in der Kultur dieser Gesellschaft bedeutungsvollen Wandel ... Da ferner die neuen, von älteren Bevölkerungsschichten absorbierten Gruppen noch gewisse Elemente ihrer alten Kultur beibehalten, besteht die Möglichkeit, zwischen den Kindern der ‘Eingeborenen’ und denen der Neulinge zu differenzieren. Unter Umständen erzeugt der Gedanke, daß die Gesellschaft eine große Anzahl einzelner Mitglieder der verschiedensten Altersgruppen assimilieren kann, eine neue Flexibilität und eine bis dahin unbekannte Toleranz im Hinblick auf Unterschiede. Jedoch kann diese Vorstellung auch Gegenmaßnahmen provozieren - vielleicht wird nun der Versuch unternommen, die Neulinge durch verschärfte Kastenabgrenzungen am Erwerb jener Vorrechte zu hindern, die den anderen kraft ihrer Geburt zustehen“ (S. 54).

Das erklärt nach M. MEAD die Rolle der Alten in unserer Gesellschaft.

„Für die Jungen sind die Großeltern Männer und Frauen, in deren Fußstapfen sie nie treten werden“. Sie werden behandelt, „wie man Menschen behandelt, die keine Macht mehr besitzen ...“ (S. 55).

„In ihrer einfachsten Form ist eine konfigurative Gesellschaft eine Gesellschaft, in der die Großeltern nicht mehr präsent sind“ (S. 63).

„Der Jugendliche spielt seine begrenzte, genau umschriebene Rolle vor der nächstjüngeren Generation als seinem Publikum“ (S. 64).

M. MEAD weist auf die Wandlung der Rolle des Mannes hin, die aufgrund veränderter Erwerbsbedingungen (Pächter auf den Land wird Hilfsarbeiter in der Stadt) einem radikalen Wandlungsprozeß unterworfen wird, während die Frau (oft) weiter so kochen und ihre Kinder erziehen kann, wie es ihre Mutter getan hat. Die Bedeutung der Vorbilder der Erwachsenen ist insofern wichtig, als sie den Kindern helfen, ihre Rollen- (Geschlechts-)identität zu finden.

„Alles zusammengenommen, vermittelt das Leben in einer sich wandelnden Kernfamilie und der Eintritt in neue Gruppen mit all seinen Konsequenzen dem Individuum den Eindruck, in einer Welt zu existieren, die sich ständig wandelt. Je intensiver der Generationswechsel in der Familie und der gesellschaftliche Wandel durch Beteiligung an neuen Gruppen erfahren werden, desto brüchiger wird das soziale System und desto größer dürfte die Unsicherheit des einzelnen werden. Der Fortschrittsgedanke, der eine Rechtfertigung für die ungefestigte Situation bietet, macht das erträglich“ (S. 77).

„Kinder, von denen wir nichts wissen“ nennt M. MEAD die Angehörigen der präfigurativen Kultur. Als wichtigste Voraussetzungen der Jugendrevolte auf der ganzen Welt nennt sie das Entstehen einer „Weltgemeinschaft“ (Informationsaustausch durch Luftverkehr und Satelliten), „die ihre Verbundenheit aus gemeinsamem Wissen und der gemeinsamen Gefahr bezieht“ (S. 87).

Die junge Generation gleicht der ersten in einem neuen Lande geborenen Generation.

„Die jungen Menschen sind in dieser Zeit zu Hause. Wenn man ihnen die Fakten präsentiert, begreifen sie sofort, daß fortgesetzte Luft-, Wasser- und Bodenverschmutzung den Planeten Erde bald unbewohnbar machen wird ... Sie können sich nicht damit abfinden, daß wir einerseits unsere Kinder mit allen Mitteln retten wollen, andererseits aber bereit sind, die Kinder anderer durch Napalm zu vernichten. Alte Unterscheidungen, wie zwischen Friedenszeit und Kriegszeit, zwischen Freund und Feind, zwischen 'meiner' Gruppe und 'jener' - der Gruppe der Außenseiter, der Fremden - haben ihre Bedeutung verloren. Die Jungen wissen, daß die Bürger eines Landes allein nicht imstande sind, die eigenen Kinder zu retten; sie wissen, daß jeder für die Kinder der anderen verantwortlich ist“ (S. 93).

„Als gegen Ende des Zweiten Weltkrieges die erste Atombombe gezündet wurde, erkannten nur wenige, daß für die ganze Menschheit eine neue Zeit angebrochen war. Und bis heute hat die Mehrzahl der Überfünfundzwanzigjährigen“ (M. MEAD) schrieb diese Arbeit 1969, wir müssen also heute - 1977 - von den Überdreißigjährigen reden, d. Verf.) „den Unterschied zwischen einem Krieg, den die Menschheit trotz schrecklichster Verluste überlebte, und einem Krieg ohne einen einzigen Überlebenden gefühlsmäßig keineswegs erfaßt“ (S. 91).

Die Jungen sehen, welche ungeeigneten Mittel wir anwenden, welche kümmerlichen Leistungen wir bieten. Das wird ganz besonders deutlich in den Befragungen

B. KREIBICHs (s. Kap. 3). Wir verbieten der Jugend zu fragen, weil wir keine Antwort wissen, weil wir - die Eltern - z. T. nicht einmal die Fragen verstehen oder verstehen wollen. Wir delegieren immer noch die Verantwortung an die Autorität - an die Schule, an den Verein, an den Bürgermeister, an den Bewacher des Spielplatzes, d. h. an die Obrigkeit, anstatt in den Dialog einzutreten, anstatt die Auseinandersetzung zu beginnen. Sollten wir nicht endlich anfangen, die Ängste der Jungen ernst zu nehmen? Lesen wir doch einmal den „Bericht aus einer amerikanischen Stadt“ („Chicago“ von Stu. TERKEL) aus fast jedem der 72 Interviews spricht die Angst, Angst vor der Sanierung, Angst vor Mieterhöhung, Angst vor dem Alter, Angst vor Ermordung, Angst vor der Polizei, Angst vor der Bombe, Angst, Angst Das gleiche kommt in den Schilderungen amerikanischer Kinder aus den „Elendsvierteln von New York“ zum Ausdruck (St. M. JOSEPH 1975): „The Me Nobody Knows“: Angst und Lernen sind nicht miteinander vereinbar.

„Für die Kinder ist die Welt draußen ein Ort, der sie verwirrt, ebenso grausam und bedrohlich wie die Welt innerhalb des Gettos“

Vergleichen wir damit die Aussagen der Münchner Kinder (B. KREIBICH): „Man traut sich kaum mehr auf die Straße ohne Gewehr“. „Warum gibt es Krieg? Warum sind die Menschen so gehässig, streitsüchtig, geizig?“ „Die Menschen bringen alte Frauen und auch die Kinder um.“ „Mir gefällt das nicht, weil es so viele Verbrecher und Bankräuber, Entführer, Sittlichkeitsverbrecher, Betrunkene gibt“. (S. 139).

„Kinder haben nichts zu melden“ (S. 140).

Setzt die konfigurative Gesellschaft den Glauben an den Fortschritt voraus, so wäre ein „Eiserner Vorhang“ (davon spricht auch M. MEAD) die einzige Möglichkeit, die Auflösung dieser Kultur (nach Hiroshima) vorübergehend zu verhindern. Polizeistaat, Informationsverbot, Redeverbot: die „Weltgemeinschaft“ besteht für dieses Land hinter dem Vorhang nicht mehr. So führt dieser „Eiserne Vorhang“ zur Diktatur.

Was machen wir also mit diesen jungen Leuten, die ganz von vorn beginnen wollen?

„Die Vergangenheit ist für sie ein unbegreiflicher Fehlschlag von historischen Dimensionen - die Zukunft bringt unter Umständen nichts anderes als die Vernichtung unseres Planeten. Eingekeilt zwischen diesen beiden Extremen, sind sie bereit, ähnlich wie jene Planierfrauen, die Bäume umbrechen und die Landschaft zerstören, um Raum für eine neue Siedlung zu schaffen, als eine Art gesellschaftlicher Bulldozer irgendeinem Neuen den Weg zu bahnen..“ (M. MEAD, S. 102)

Wenn in den letzten Monaten nach Pressemeldungen bei den noch Jüngeren, den heute 13-18jährigen, Zeichen dafür vorhanden sein sollen, daß für sie ein anderer Weg als der von 1968/70 vorstellbar ist, nämlich der der 30er Jahre, so tragen wir Erwachsenen auch dafür die Schuld: wir haben in den letzten Jahren nicht zugehört und versucht, die unheilvolle Entwicklung zumindest zu bremsen. So erliegen die ganz Jungen Einflüsterungen, die genau den „Eisernen Vorhang“ zum Ziel haben.

„Effektiver, rascher evolutionärer Wandel, bei dem keine Köpfe rollen und keiner ins Exil geschickt wird, ist nur möglich, wenn die Machthabenden in großer Zahl mit den bislang Benachteiligten kooperieren, die nach Macht streben. Das Neuerungskonzept mögen andere beisteuern;

die Initiative zu erfolgreichem Handeln muß von denen ausgehen, deren jetzt als überlebt geltende Privilegien nur noch kurzen Bestand haben werden

(M. MEAD, S. 102, Hervorheb. v. Verf.).

Analyse unseres eigenen Lebensraumes

Von vornherein möchten wir dem Vorwurf entgegenreten, mit unserer Untersuchung die eigene „Feldabhängigkeit“ (s. G. SCHNEIDER u. K. LAERMANN 1977) vertuschen zu wollen. Wenn, wie die Wissenschaft uns Frauen weismachen will, wir „Feldabhängigen“, d.h. wir Frauen „sozial und emotional abhängiger“ sind (von wem?), so setzen wir dem entgegen, daß diese von den Männern vor allem seit dem 18. Jahrhundert zunehmend vorgenommene Einschränkung unseres Gesichtsfeldes, d. h. die von den Männern der Industriegesellschaft, der konfigrativen Kultur M. MEADs uns Frauen aufgezwungene Immobilität durch Ausfall der Großeltern als Familienmitglieder und damit auch Miterzieher unserer Kinder, uns stärker mit den Realitäten unserer Gesellschaft, unserer Umgebung konfrontiert. Wir sind auf unser Feld angewiesen. Jede Arbeit, die eine Frau nicht macht, muß von einer anderen Frau ausgeführt werden; das wird uns Frauen in letzter Zeit bewußt. Wir sind darauf angewiesen, endlich selbständig aus unserem Blickwinkel heraus, unserem „isolierten“ Lebensbereich heraus, zu handeln.

Was heißt denn das, unser „isolierter“ Lebensbereich, unser „Feld“?

Wie sieht unser „subjektiver Stadtplan“ aus?

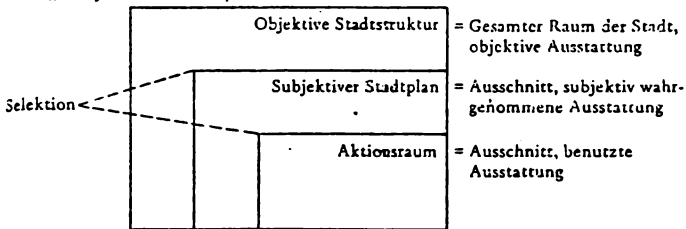


Abb. aus J. FRIEDRICHS, S. 307, Übersicht 16

Subjektiver Stadtplan

Aus der „Stadtanalyse“ von J. FRIEDRICHS (1977) möchten wir einige Thesen dazu übernehmen:

„Je mehr Aktivitäten eine Person an einem Ort ausführt, desto genauer nimmt sie die Ausstattung des Ortes wahr, und desto mehr stimmen subjektiver Stadtplan und objektive Stadtstruktur überein ... Von zentraler Bedeutung für die Struktur des subjektiven Stadtplans sind daher die notwendigen Aktivitäten einer Person ... Die zeiträumliche Verteilung dieser wichtigen Aktivitätsorte ist die Basis des subjektiven Stadtplans ... Die Aktivitäten variieren nach sozialstrukturellen Merkmalen und Personen, u. a. dem Alter, Geschlecht, dem sozioökonomischen Status, der Stellung im Lebenszyklus“.

Ein Beispiel zum letzteren:

„Eine ledige 25jährige Person wird mit geringerer Wahrscheinlichkeit eine Kenntnis der Zahl und Lage von Schulen in einer Stadt haben, während eine verheiratete 35jährige Person mit schulpflichtigen Kindern über gute Kenntnisse verfügen dürfte, weil sie hierauf eher angewiesen ist“ (S. 311/312, Hervorhebungen v. Verf.)

Die banal anmutende Hypothese, daß mit zunehmender Wohndauer an einem Ort die Kenntnis der lokalen Umgebung steigt, braucht wohl hier nicht besonders diskutiert zu werden.

Aktionsräume

FRIEDRICHS (a.a.O., S. 134) spricht von drei Folgen zu großer Distanzen zu zahlreichen Gelegenheiten:

- „1. Eine Verringerung der Aktivitäten - oder der Verzicht auf die Ausführung einzelner Aktivitäten (Restriktionshypothese)
2. Maßnahmen zur Verringerung des Zeit-/Kosten-Aufwands, um die Aktivitäten auszuführen (Kompensationshypothese)
3. Eine Verlagerung von Aktivitäten: Es werden solche Aktivitäten häufiger und länger ausgeführt, für die die erforderlichen Gelegenheiten relativ naheliegen (Verlagerungshypothese)“

Er faßt Forschungsergebnisse zusammen, von denen wir einige für uns wichtige kurz wiedergeben möchten, um die „Feldabhängigkeit“ von uns Frauen, Müttern und Kindern deutlich zu machen (S. 321 f):

- „Die Verteilung der Aktivitäten folgt der Verteilung der Gelegenheiten.
- Je entfernter eine Gelegenheit, desto geringer deren Benutzungsintensität.
- Je umfangreicher die Ausstattung des Nahbereichs, desto mehr Aktivitäten werden dort ausgeübt
- Je niedriger die räumliche Distanz zu Verwandten/Bekannten, desto häufiger sind wechselseitige Besuche
- Es besteht ein kurvilinearer Zusammenhang zwischen dem Alter und der Benutzung lokaler Gelegenheiten, sie ist in den Altersgruppen bis 12 Jahre und über 65 Jahre hoch.
- Wenn eine Person erwerbstätig ist, dann benutzt sie seltener lokale Gelegenheiten als eine nicht erwerbstätige Person (z. B. Hausfrauen, Schüler)
- Faßt man diese Ergebnisse ... zusammen, so stützen sie eher die Restriktionshypothese und in geringerem Maße auch die Kompensationshypothese. Danach erfolgt vermutlich häufiger eine Anpassung der Stadtbewohner an die begrenzte Erreichbarkeit von Gelegenheiten durch Einschränkung, seltener durch kompensatorische Maßnahmen, wie z. B. den PKW-Kauf“
(bzw. PKW-Benutzung; das Zeitbudget ist entscheidend.)

Damit wird hoffentlich deutlich, daß wir keine Begriffe wie „Urbanität“ und „Kommunikation“ diskutieren wollen, obwohl die Aktivitäten verschiedener Stadtteilgruppen im Vorderen Westen in diese Richtung zielen. Wir schließen und der Differenzierung FRIEDRICHS` an, der behauptet (a.a.O., S. 241 ff):

- „Homogene Gebiete unterscheiden sich ... durch den Grad der Freiwilligkeit der Konzentration der Bewohner. Der Grad der Freiwilligkeit läßt sich empirisch anhand der Möglichkeit - noch enger: der Zahl alternativer Wohnstandorte einer Gruppe bestimmen.
- Die räumliche Konzentration einer Bevölkerungsgruppe führt zu einer erhöhten Sichtbarkeit (visibility) der Gruppe, diese zu einer Zunahme der sozialen Distanz seitens der anderen Bevölkerungsgruppen
- Je größer die Rangdifferenz zwischen zwei Statusgruppen, desto größer die wahrgenommene Bedrohung.
- Es besteht eine hohe positive Korrelation von Häufigkeit der Kontakte zwischen Personen und der Ähnlichkeit ihrer Verhaltensmuster“.

Wir wollen den „Grad der Freiwilligkeit“ bestimmen, d. h. letztendlich den Grad der Restriktion, der einerseits das untersuchte Gebiet des Vorderen Westens und

andererseits das des Bezirks Tannenkuppe (direkt an der Goetheanlage) zu homogenen Gebieten macht.

Aus den Arbeiten über den Vorderen Westen Kassels, mündlichen Informationen und eigenen Beobachtungen geht immer wieder hervor, daß z. Zt. nur im Gebiet um den Bebelplatz in größerer Zahl Wohnungen für (meist studentische) Wohngemeinschaften zu bekommen sind. Auch gutbezahlte Hochschulangestellte (mit oder ohne Kinder) bevorzugen die Wohnungen um den Bebelplatz. Bei der ersten Gruppe, den Studenten, dürfte vor allem die Bereitwilligkeit der Vermieter und die Größe der Wohnungen eine Rolle spielen, bei der zweiten Gruppe mit Kindern wohl weniger die Eignung des Standorts für Kinder als die Größe der Wohnungen und die Nähe zu anderen Hochschulangehörigen (s. Thesen von J. FRIEDRICHS). Allerdings ist wichtig zu wissen, daß im Vergleich zu anderen Stadtteilen Kassels die Restriktionen, denen die Kinder durch Nachbarn und Hauswirte/Hausmeister ausgesetzt sind, hier im Vorderen Westen gering sind. Im Bezirk Tannenkuppe, d. h. zwischen Diakonissenstraße und Heinrich-Schütz-Schule, ist das Gegenteil der Fall. Die Gefährdung und Belästigung durch den Verkehr ist in beiden untersuchten Bezirken gleich groß.

Der Mangel an alternativen Standorten ist in Kassel besonders groß. Ortsteile mit relativ niedrigem Status und hohem Urbanismus (d. h. wenig Kinder und hoher Anteil Lediger und Geschiedener, nach J. Friedrichs) sind wie in Bremen und Hamburg fast konzentrisch um die Stadtmitte gelegen; d. h. innerstädtische Wohngebiete mit hoher baulicher Dichte, wie in Bremen das Ostertor, Steintor, Bürgerweide/Barkhof, in Hamburg das Gebiet westlich der Alster, St. Pauli bis Harvestehude (dieses allerdings mit hohem Status, wie vorläufig noch der Kasseler Westen). In anderen Städten besteht die Möglichkeit der Wahl für Leute mit hohem „Lebensstil“, wobei man natürlich berücksichtigen muß, daß in Kassel die Zahl der Studenten mit geringem Einkommen der Zahl der recht gut bezahlten Angestellten bei weitem übertrifft, was in Hamburg und Bremen wohl nicht der Fall ist.

Die Funktion des Kasseler Westens als Durchgangsquartier für zugezogene Familien, d. h. Leute mit niedrigem Urbanismus, die nach einiger Zeit in die Vororte oder Umlandgemeinden abwandern, dürfte darauf zurückzuführen sein, daß im Laufe der Jahre der wesentliche Grund der Wohnungsnahme im Kasseler Westen, nämlich die Möglichkeit, relativ schnell eine große Wohnung zu bekommen, unwesentlich wird gegenüber der zunehmenden Differenzierung der Verhaltensmuster, was eine Abnahme der Kontakte bewirkt.

Konkret gesagt:

Eine Familie hat nur über den Arbeitsplatz des Mannes (z. B. Hochschule) Kontakt zu den studentischen Wohngemeinschaften, die inzwischen neben den Alten - meist Beamtenwitwen - das Viertel bestimmen. Der Mann ist tagsüber am Arbeitsplatz, die Frau ist berufstätig oder auch nicht, auf jeden Fall hat sie Interessen und Verpflichtungen, die nicht mit denen der überwiegenden Bevölkerungsgruppe übereinstimmen: sie muß den Haushalt und vor allem die Kinder versorgen. Sie wird sich unter der Konzentration dieser einen Bevölkerungsgruppe mit hohem „Lebensstil“, d. h. großer Ungebundenheit noch gebundener vorkommen, wenn sie es nicht schafft, ihrerseits einen höheren Grad von Ungebundenheit zu erreichen, eventuell durch Hilfe eben dieser Ungebundenen - oder sie wird fortziehen wollen.

Hat sie drei oder vier Kinder, es gibt keine Auswahl an innenstadtnahen Standorten in Kassel (in Bremen z. B. sieht es anders aus), es bleibt also nur der Hauskauf (sehr teuer in Kassel) oder Wegzug ins Umland, was bei den weiten Wegen für die ganze Familie (insbesondere für die Mütter) große Belastungen anderer Art hervorruft. Das Abreißen großer alter Häuser z. B. in Wahlershausen (S. HNA 17. und 19.11.1977) trägt dazu bei, innenstadtnahen Wohnraum zu vernichten. Als Beispiel für die Unterschiedlichkeit der untersuchten Teilgebiete mögen folgende Beobachtungen dienen:

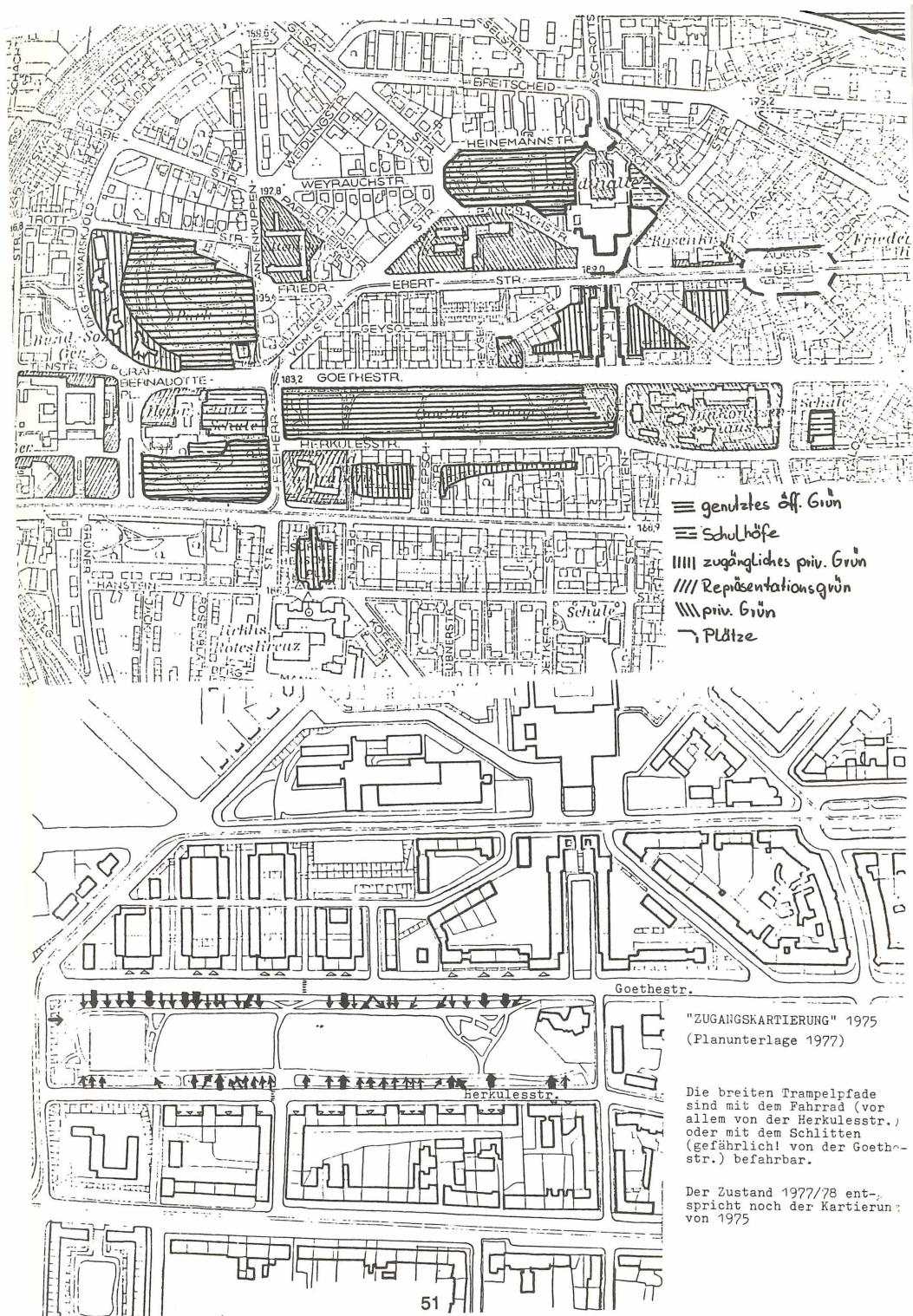
Vom 11. - 17. Juli 1977 fand, wie schon im Jahre vorher, ein Stadtteilstfest im Vorderen Westen statt, veranstaltet vor allem vom Praxis-Laden am Bebelplatz. Das (leider etwas verregnete) Goetheanlagenfest („Goethefest“, es war im letzten Jahr ursprünglich auf dem Bebelplatz geplant, aber von der Stadt nicht genehmigt worden) am 17.07.1977 brachte hauptsächlich die Bewohner der Altbauquartiere des Vorderen Westens zusammen, und zwar auf der Rasenfläche östlich des Querweges zur Berlepschstraße.

Nach den Sommerferien fand in der Goetheanlage ein Frühschoppen der Fa. Binding-Bier statt, zu dem vor allem - wie eins unserer Kinder sagte - „Leute mit Jackett“ erschienen waren (es was prächtiges Spätsommerwetter): vor allem Anwohner eben dieses westlichen Teils der Goetheanlage, auf dem auch die Tische und Bänke aufgestellt waren.

Wir müssen hier also von zwei homogenen Gebieten sprechen, die beide Anspruch auf die Goetheanlage erheben: ihre Geschichte wird in der Chronik, die Sorgen und Wünsche ihrer Bewohner werden zum Teil differenziert, zum Teil undifferenziert im Kapitel 3 untersucht.

LITERATUR

- FRIEDRICHS, Jürgen - 1977 - Stadtanalyse. Soziale und räumliche Organisation der Gesellschaft. rororo studium 104. Reinbek bei Hamburg.
- HILSBURG; Klaus, Christof SCHNETTER u. Robert SCHOELLER - 1978 - Verkehrskonzept Vorderer Westen. Diplomarbeit OE ASL GhK. vvf. Mskr. Kassel.
- HÜLBUSCH, Inge Meta - 1978 - Innenhaus und Außenhaus - Umbauter und sozialer Raum. Schriftenr. OE ASL/GhK 01-033. Kassel
- HÜLBUSCH, K.H. - 1976 - Der wüste Westen - zum Umgang mit der Geschichte. in: Der Monolith No. 05, April 1976, S. 1. OE 06 der GhK. Kassel.
- JACOBS, Jane - 1969 - Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Gütersloh und Berlin.
- JOSEPH, Stephen (Hrsg.) - 1975 - In den Elendsvierteln von New York. Kinder schildern ihre Welt (Titel der am. Originalausgabe: „The MeNobody knows). 2. Aufl. dtv. 931. München.
- KREIBISCH, Barbara - o. J. - Problemnennungen zur Umweltqualität bei Stadtkindern. Eine Untersuchung zur Sozialisation der Umweltwahrnehmung im städtischen Wohnumfeld als Vorarbeit für ein Raumwissenschaftliches Curriculum-Forschungsprojekt. Diss. TU München, vvf. Mskr..
- MEAD, Margaret - 1974 - Der Konflikt der Generationen. Jugend ohne Vorbild. dtv. 1042. München.
- MUCHOW, Martha und H. MUCHOW - 1935 - Der Lebensraum des Großstadtkindes. Hamburg.
- SCHNEIDER, Gisela und Klaus LAERMANN - 1977 - Augen-Blicke. Über einige Vorurteile und Einschränkungen geschlechtsspezifischer Wahrnehmung. in: Kursbuch 49, S. 36-58. Berlin.
- TERKEL, Studs - 1970 - Chicago. Bericht aus einer amerikanischen Stadt. dtv 653. München.
- TUCHER, Hildegard v. - 1967 - Das Grünsystem der Stadt Nürnberg. Diplomarbeit am Institut für Grünplanung und Gartenarchitektur der TH Hannover, SS 1967. Mskr.



"ZUGANGSKARTIERUNG" 1975
(Planunterlage 1977)

Die breiten Trampelpfade sind mit dem Fahrrad (vor allem von der Herkulesstr.) oder mit dem Schlitten (gefährlich! von der Goethestr.) befahrbar.

Der Zustand 1977/78 entspricht noch der Kartierung von 1975

Heinrich Hülbusch und Roman Läscher-Bauer (1977)

‘Haben Sie etwas zu bedauern’²

Vorbemerkung: Heinrich Hülbusch (=D) und Roman Läscher-Bauer, damals 11 bzw. 9 Jahre alt, haben im Herbst 1977 im Auftrag der Autorinnen und Mütter sowie zur ‘Beschäftigung’ mit einem handlichen Tonbandgerät in der Goetheanlage eine ‘Bedauerlichkeitsumfrage’ gemacht. Diese ist ein schönes Lehrstück ‘empirischer’ Soziologie, die, im Gegensatz zum zielorientierten Empirismus voyeuristischer Soziologen bis hin zum Grünamtsnonsense aufschlußreich ist. Desinteresse, Ignoranz und Widerstand kommen in den Antworten zum Ausdruck, auch Großspurigkeit. Genau von den Antworten gibt es nichts zu lernen. Aber hier sind sie richtig schön.

Frau mit kleinem Kind

R + T Wie finden sie die Goethe? Haben sie da was zu bedauern?
Frau doch ist ein bißchen schmutzig, nicht, die Sandkästen
R + T ja, so danke

Ehepaar mit kleinem Kind - aus dem Kinderheim, wie sich T erinnert

R + T Wie finden sie die Goethe?
Mann schön, wir wohnen hier
R + T auch was zu bedauern?
Mann ehem - was sagst du denn - he
Frau kichert, dann zu dem Kind
 komm, wir gehen schaukeln
Mann ist ein Tonband, nich

Junge Frau mit zwei kleinen Kindern

R + T Wie finden sie die Goethe - so im Ganzen
Frau na ja, für die Kinder finde ichs ganz gut, müßte nur
 ein bißchen größer sein
R + T auch irgendwas zu bedauern
Frau na - ich weiß nicht, ich bin hier erst eingezogen
 im Moment habe ich nichts zu bedauern, vielleicht
 sprechen wir uns später nochmal
R + T ja gut

Junge Frau mit kleinem Kind

R + T Wie finden sie die Goethe?
Frau was, die Goetheanlagen?
R + T ja
Frau och, schön, zum Spaziergehen sehr schön
R + T auch irgendwas zu bedauern
Frau ne, gefällt mir alles

² Aus Anhang zu: Hülbusch, I.M und Läscher-Bauer, U. 1978: Verfügbarkeit der Freiflächen im Kasseler Westen. - Arb.ber. 10 FB Stadt- u. Landschaftsplanung GHK. Kassel 1978.

junge Frau, junger Mann

R + T Wie finden Sie die Goethe?

Mann wie

R + T wie sie die Goethe finden?

Mann die Goetheanlage meinst du - ja ein bißchen klein und trostlos, sollten mehr Bäume hin und sowas, also mehr Bäume und dann irgendwie noch, daß es nicht so kahl ist - ja

R + T irgendwas zu bedauern

Frau ja so

Mann vielleicht ein größerer Kinderspielplatz

Frau ja, das ist zu bedauern

Mann schade, das soviel Fläche ohne Kinderspielplatz rumliegt

T + R ja, das werden unsere Mütter sowieso verhindern

sei ruhig - ja also lass das erstmal sein

Mann he, noch was, okay

Ältere Frau

T + R Wie finden sie die Goetheanlage

Frau prima, kann man so schön spazierengehen

T + R eh, der Meinung bin ich grad nicht

Frau nich - kannst Du nicht schön spielen?

T + R neh, mit den Klettergerüsten Geflüster

ja, haben sie noch was zu bedauern

Frau ja, vielleicht für die Kinder mehr Anlagen

T + R hem, danke

Mutter und Tochter (ca. 14 Jahre)

T + R Wie finden sie die Goetheanlage?

Frau soll wohl ein Witz sein!

T + R neh

Frau nah das denk ich doch

Tochter ihr spielt wohl Detektive, was?

T + R ooh, du spinnst doch, das ist für unsre Mütter, nee Studienarbeit, wollten wir denen ein bißchen helfen, die wollen die Goethe machen

Frau so - so - die Goethe, ja die Goethe ist so klein, so klein für die Kinder

Tochter ja da hast du schon recht, die Goethe ist so klein, da laufen so viele Hunde rum

T + R sonst noch was zu bedauern

Frau ja, die Hunde auch, das würd ich auch sagen, daß die Hunde hier mehr dürfen wie die Kinder, nee, das geht auch garnich, guck ma, das ist ja auch ganz schmutzig

T + R ja

Frau lass mal ablaufen, ich will mal hören (wie oben)

Frau

T + R Wie finden sie die Goetheanlage

Frau was

T + R wie sie die Goetheanlage finden, hier

Frau das gefällt mir nicht hier
T + R also ... der Kindergarten
Frau das ist eine Schande, das man das da rein gebaut hat,
das ist die allgemeine Ansicht, ich wohne hier am
Huttenplatz, wir sind alle der Meinung, daß das scheußlich
ist hier drin, das paßt hier nicht rein, da haben sie das mit
verschandelt
T + R noch irgend was zu bedauern, irgend wie da hinten,
also bei dem Büdchen, da in der Mitte?
Frau och nee, viel Kindergelärm, aber da für ist es ja da, nich
T + R ja
Frau für wen macht ihr das denn
T + R ja für unsere Eltern
Frau ich dachte für die Zeitung oder sowas; ja dann macht man
T + R ja Aufwiedersehen

Älteres Ehepaar, jüngere Frau

T + R Wie finden sie die Goetheanlage?
Mann wir sind heute das erstmal hier. Wir sind nicht von
Kassel, aus Mühlheim an der Ruhr, hm
j. Frau so lange wohnen wir noch nicht hier. ich bin ganz froh,
daß man in der Nähe der Wohnung eine Möglichkeit hat
spazieren zu gehen und den Kindern eine Rutschbahn
zu bieten

Ältere Frau

R + T Wie finden sie die Goetheanlage?
Frau warum, nicht schön
T + R also früher war sie schöner?
Frau ja früher war sie schöner - warum
R + T also meine Mutter und seine machen eine Studienarbeit
Frau So, hem, ja früher war sie besser, da wurde nich so viel
Fußball - wie die Wiesen aussehen gell, ja
R + T ja gut

Ältere Frau

T + R Wie finden sie die Goetheanlage? auch irgendwas zu
bedauern
Frau ach, eigentlich nich, hier wird gespielt, da sind die Kleinen,
das geht doch in Ordnung, warum macht ihr das denn?
T + R also seine Mutter und meine machen eine Studienarbeit
Frau aha - na schön - warum soll die also schön sein,
findest du die Goetheanlage auch schön oder nich
T + R geht halbe halbe
Frau warum
T + R weil da hinten meist die großen Kinder spielen, wegen den
Gerüsten
Frau ja, ich möchte das sagen, dieser Spielplatz, die großen
Kinder dürfen da nit hin. Ich hab auch schon beobachtet,
daß große Kinder auf der Schaukel sitzen, das ist nit richtig,

der Spielplatz muß für die kleinen Kinder bleiben
T + R wo finden sie, müssen dann die Großen hin?
Frau hier ist doch Platz genug, können doch rumspringen genuch, oder?
T + R die wollen doch ganz bestimmt nicht immer nur rumspringen
und sowas
Frau ach - und die großen Kinder, die spielen doch hier mit mehr groß,
oder findest du, daß die großen Kinder im Sandkasten spielen
T + R mir macht das aber noch Spaß
Frau ich mein euch nicht, in deiner Größe ja, aber die größeren
andere Frau mischt sich ein
aber du bist ja so klein - aber gibt es ja - so 16 bis 18 Jahre
Frau ja, die sitzen manchmal da drin ... bis 14 Jahre gehört der
Spielplatz den Kindern
T + R ja, wo sollen die größeren Kinder bleiben?
Frau ja, die größeren, die spielen doch meistens Fußball, horcht
ermal, die können sich doch nicht mehr auf die kleinen Schaukeln
setzen oder?
R + T früher waren doch mal größere (Schaukeln)
Frau ja und wenn nur keine großen mehr da sind, da sollen die hier
so ein paar Dinger hinstellen, wo sie springen und hoppen
können, die Großen
T + R ja danke

Jüngere Frau

R + T Wie finden Sie die Goetheanlage?
Frau die ist beschissen - saubeschissen
R + T wieso denn
Frau erst haben sie hier alles abgerissen, keine Ahnung von
Garten..., Garten... wie nennt man so was ...
R + T ... von Gartenbau
Frau ja genau, und 2. haben sie dann den Kindergarten hingemacht
und da wieder die Fußballwiese verdemoliert und jetzt spielen
sie alle auf der Wiese Fußball und dadurch geht die ganze Wiese
kaputt und außerdem ist es so furchtbar dreckig
T + R haben sie sonst noch was
Frau ja, der Spielplatz könnte noch ein bißchen anständiger aussehen,
sauberer Sand, ja und größer. Ja, und der Sandkasten da oben,
der könnte auch ruhig größer und mehr Sand drauf und die Wege
könnten auch noch sauberer gemacht werden
T + R ja danke

Älteres Ehepaar mit 2 Hunden

T + R Wie finden sie die Goetheanlage?
Mann wie ich die finde? ja die gefällt mir ganz ausgezeichnet
T + R ja, und wieso?
Mann wieso - na, die Bäume so schön geputzt und es ist alles so schön
sauber
Frau so in der Nachbarschaft ...
Mann und dann ist alles so schön in der Nachbarschaft,
man kann so gut mit den Hunden spazieren gehen

(die beiden Tölen juchzen im Hintergrund)
zu den Hunden - na, so mehr weiß ich auch nicht
T + R und - ehm - und in echt ist es eigentlich nicht für die Hunde
gebaut worden, sondern für die Kinder
Mann ja - ja, aber die Hunde haben wir ja auch an der Leine,
damit sie nicht rumspringen und alles schmutzig machen
können, wir sind ja sehr vorsichtig, gell
T + R es gibt aber auch genug andere, die ihre Hunde einfach so
frei lassen
Mann ja ja, solche gibt es, aber ihr seht ja, wie vorsichtig wir sind
mit unseren Zweien, nich - zu Hunden -- ja, wir gehen jetzt
weiter, komm
R + T danke

Ältere Frau
R + T Wie finden sie die Goetheanlage?
Frau scheußlich, ihr macht sie ja kaputt, das sieht man ja - da -
alles Schrott, alles macht ihr kaputt
R + T noch irgendwas zu bedauern
Frau bedauern? am besten kommt hier en Haus hin, für de
Autos, damit die endlich ma parken können, ihr braucht das
doch nich, ihr macht doch immer alles kaputt - ihr seid nur auf
der Welt um was kaputt zu machen
R + T aber Kinder werden doch auch mal erwachsen
Frau ja, und dann machen sie die Einbrecher, die Banküberfälle
T + R aber das kann man wohl schon nich sagen, ja und wieso müssen
hier Parkhäuser hin, die Kinder brauchen doch auch mal was zu
spielen
Frau ach wieso, hier spielt doch kein Mensch, auf dem Spielplatz da, ist ja
vollkommen leer, wird ja garnich benutzt - ihr habt ja nie was benutzt
was da ist

Ältere Frau
R + T Wie finden sie die Goetheanlage?
Frau gut
R + T auch irgendwas zu bedauern
Frau ne, ne, wir wohnen hier, wir fühlen uns hier wohl
T + R ja, wie finden sie denn die Goethe so im Ganzen
Frau schön - prima, besser als garnichts
R + T mal was zu bedauern
Frau och ne, nichts garnichts
R + T gut

Ältere Frau
R + T Wie finden sie die Goetheanlage?
Frau prima
R + T ja und wieso
Frau ja weils so schön grün wird jetzt bald
R + T ja aber gucken sie sich das mal dahinten an, die zertrampeln
das ja wieder

Frau lacht - warum wollt ihr das dann machen, hm, habt ihr Spaß dran
 R + T ja, ne, haben sie sonst noch was zu bedauern?
 Frau zu bedauern? ne ich komm grad hier erst mal durch, alle 3 Jahre,
 daß ich hier mal durchkomme ne
 R + T ja danke

Gespräch mit dem Pflegegärtner (Gartenbauamt), unterwegs mit einer Motorspritze
 gefüllt mit Unkrautvertilgungsmittel

R + T Wir sprechen jetzt mit dem Menschen vom Gartenamt,
 die spritzen Gift, das ist Unkrautvertilgungsmittel, obwohl das
 eigentlich ganz giftig ist für die kleinen Kinder.
 Warum spritzen sie denn da
 G damit das Unkraut nicht so hoch wächst
 R + T das Unkraut stört doch eigentlich garnich
 G das stört nit? wäscht du dich denn?
 R + T was?
 G ob du dich waschen tust der Dreck stört do nit oder doch
 R + T Dreck ja, aber Unkraut is doch was anders
 G so was is denn das
 R + T also Unkraut sind doch Pflanzen
 G so, das weiß ich doch
 R + T außerdem kommt das doch ins Grundwasser
 G hier? wo dann, hier is doch garkein Grundwasser
 R + T he he irgendwann kommt das immer wieder rein
 aber das ist doch schädlich besonders für die kleinen Kinder
 G hier steht extra drauf: nicht schädlich, sonst dürften wir das
 garnich spritzen
 R + T das glaub ich nich
 G das glaubst du nich, soll ich`s dir dann morgen mitbringen -
 bist du auch morgen hier, dann bring ich dir`s morgen mit - ich hab`s
 jetzt nich bei mir, dann kann ich`s dir schriftlich zeigen - - du bist ja
 ein ganzer Fiffikuss ...

 R + T Schade, daß das Mikrofon nich riecht - da soll nich schädlich sein -
 also dieser Duft äh pfui deibel ... Stinkt ja abscheulich das Zeug
 G was? da muß deine Nase erst dran gewöhnen
 R + T ich hab noch ne Frage, warum spritzen sie denn da auch zwischen den
 Büschen
 G wo zwischen den Büschen - da war zuviel Unkraut
 vielleicht
 R + T da hab ich aber kein Unkraut gesehen
 G ja - da hast du eben keine Augen für - das ist nur was für geschulte
 Leute
 R + T glaub ich nich
 G ja glaubst du nich, dann brauch ich dir`s ja auch nich zu erzählen
 R + T du, ich hab noch ne Frage, Honig ist doch eigentlich ganz süß
 (der Gärtner hatte zuvor erzählt, daß das Unkrautvertilgungsmittel
 wie Honig schmeckt) also, das ist doch garnicht süß und riecht auch
 garnicht süß

G ja, eß doch mal ne Zuckerrübe, die is ja auch nich süß, wird Zucker
 draus gemacht, aus Kohle wird Mayonaise gemacht
 R + T aber da wo sie spritzen ist doch garkein Unkraut
 G hier, siehst du denn nich - jetzt hast du sone Brille und siehst nich
 was Unkraut is
 R + T ich glaub, sie wissen nich was Gras ist
 G ne ne
 R + T also alles was Gras is is Unkraut
 G ne ne um Gottes Willen
 R + T übrigens, das was sie da grad kaputt gemacht haben, das war kein
 Unkraut, das war ne Pflanze
 G wo wo
 T + R das war Gras - der Löwenzahn macht doch nichts aus
 G Löwenzahn oder Tigerzahn, eins von beiden, das wird ein Tigerzahn
 gewesen sein
 R + T das hier ist bestimmt ein Gras, wenn das ein Gras ist, ist das auch ein
 Gras
 G ihr seid ganze Fiffikusse
 R + T wenn sie nur wüßten, was mein Papa dazu sagen würde



Inge Meta Hülbusch (1987)

„Ich gehe raus - und bin doch zu Haus“

Wie kleine Kinder wohnen können¹

Nach neueren Untersuchungen sind 33 % der Schulanfänger/innen in ihrer Entwicklung behindert: Hören, Sehen, Fühlen sind nicht integriert. Untersuchungen aus Holland meinen als Grund dafür u. a. die Wohnverhältnisse erkannt zu haben: nicht nur die **Enge** der Wohnung, sondern auch die **Lage** auf der 'grünen Wiese' oder/und in **oberen Etagen** hat Mangel an Bewegung zur Folge, Gleichgewichtsstörungen treten auf: durch 'an-der-Hand-laufen' (bei starkem Verkehr“, ständiges Autofahren (zur Schule), Stehen im Lift usw. Jedes Kleinkind, das höher wohnt als im 3. Stock, sieht die Welt von oben, wie aus dem Flugzeug. Der Maßstab des Kleinkindes ist der eigene Körper. Mit ihm erfährt es die Höhe, die Tiefe, die Weite - Kinder müssen sich bewegen, brauchen Raum, um die eigenen Möglichkeiten erkennen zu lernen, um ihre eigene Umgebung zu 'kreieren'. Also ist der Weg von drinnen nach draußen am wichtigsten für das Kleinkind.

Das Kind braucht ein Minimumareal von 300 m Radius um die Haustür herum, das die Wohnung, das Kinderzimmer ergänzt: das 'Außenhaus', in dem es das tun und lassen kann, was ihm gefällt - und dabei soziales Verhalten lernt.

Diejenigen, die für Kinder zu sorgen haben, müssen also unterscheiden lernen, ob die Wohnung ('Innenhaus' und 'Außenhaus') für das Kind geeignet ist, sie sollten aber vor allem Vorrang bei der Vergabe kinderfreundlicher, preiswerter Wohnungen haben. Diese müßten möglichst im Erdgeschoß oder im 1. Stock (mit Außentreppe) liegen, mit kinderfreundlichen Nachbarn, auch 'Opas', die sich z. B. freiwillig den Kindern zuwenden - vielleicht dem Kind zeigen, wie das Dreirad repariert wird. An der Haustür, in Ruf- und Sichtweite der Betreuer, liegt der Sandkasten mit Wasseranschluß zum Bauen und Matschen, ist Gelegenheit zum Malen und Basteln, zum Dreiradfahren Die Wohnung bräuchte zwei Ausgänge, nicht nur, um Konflikten mit den Nachbarn in sog. 'Ruhezeiten' aus dem Wege zu gehen: Kinder haben einen anderen, einen eigenen Rhythmus.

Die 'Kinder-Werkstatt' mit Schuppen, Dach, Baum (Licht und Schatten), Pflanzen - möglichst bunt und eßbar - sollte von den Nachbarn als 'Arbeitsplatz' der Kinder akzeptiert werden, Erwachsene sollten teilnehmen können, aber im Rhythmus der Kinder. Die 'Kinder-Werkstatt' - das Außenhaus - sollte selbstverständlicher Bestandteil der Wohnung sein, sowohl im Einzel-/Reihenhaus wie auch im Geschoßwohnungsbau. Schon die Kinder im Kindergartenalter organisieren sich ihre Treffen selbst, dazu ist eine durchlässige Abgrenzung mit Zäunen und Hecken wichtig (sich über den Zaun, über die Hecke, durch die Hecke anzulachen, anzumotzen, anzuspucken ist toll). Es ist wie in der Wohnung: ich muß entscheiden können, wann ich allein sein will und wann ich herausgehe.

Das Kind muß vom Eingang bzw. aus der Wohnung heraus sehen können, ob Spielkameraden da sind oder zu mobilisieren sind. Ein Spielplatz vor dem Haus (an ruhi-

¹ aus: Alternative Kommunalpolitik. 7.Jg. ; Heft 1, Jan./Feb.1987, Seite: 34 - 36



2



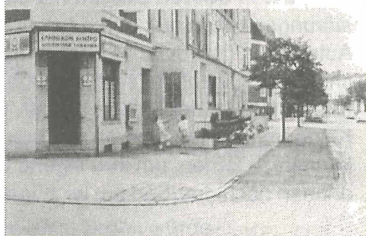
3

Bremer Reihenhäuser

- Schöne Zäune, kleine Vorgärten . . .*
- 2 »Heck«
- 3 Bürgersteig als Spiel-Raum für die Kleinen . . .
- 4 . . . und die Größeren
- 5 Der Bonschen-Laden
- 6 Straße
- 7 Hof
- 8 Vorderseite zur Straße



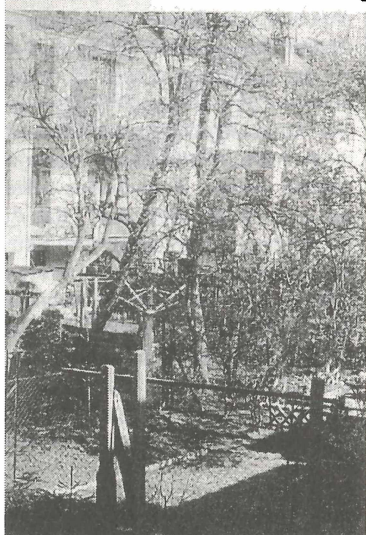
4



5



6



7

gen Straßen) wäre dafür richtig. Der Schutz zur Straße erleichtert das Erlernen der Selbständigkeit. Von hier aus kann die Straße erobert werden, können spontane Freundschaften geschlossen werden.

Von hier aus erfolgt aber auch der Rückzug in die Primärgruppe. Das 'Primärprodukt Kind' lebt in der 'Produktionsstätte Haushalt' (bis jetzt meist noch). Der wesentliche (soziale) Lernbereich drinnen ist immer noch die Küche; nur bei mehreren Kindern ist es das Kinderzimmer, das Spielzimmer. Spontane Handlungen sind meist nicht eingeplant, die Arbeit muß getan werden (Hausarbeit **ist** Arbeit). Auch Leute, die nicht gern kochen, haben manchmal Kinder, die begeisterte Köche sind (sie haben es vielleicht in der Kindergruppe gelernt). Wenn wir von den Bedürfnissen dieser Kinder ausgehen, muß der Koch-/Eßbereich so groß sein, daß auch Besucher-Kinder mit-helfen und -essen können, sonst kann ein Austausch nicht stattfinden.

'Kindgerechtes Wohnen' bedeutet, daß sich die Interessen der Kinder und Erwachsenen entweder treffen, oder Erwachsenen-Interessen zugunsten der Kindes-Interessen zumindest zeitweise im Zusammensein mit dem Kind zurückgestellt werden sollten. Sonst sollten wir so ehrlich sein zuzugeben, daß wir die Wohnung nach unseren (Erwachsenen-)Maßstäben nutzen - oder keine Wahl haben. Wohnen mit Kindern setzt voraus, daß die Räume der Erwachsenen (Kinder wohnen **immer** mit Erwachsenen zusammen) eine ähnlich robuste Zweckmäßigkeit aufweisen, wie die der Kinder (freundlich, trocken, schallgeschützt drinnen und draußen, nicht immissionsbelastet/giftfrei, stabile Einrichtung usw.), damit das Kleinkind nicht in sein Kinderzimmer verwiesen wird, das damit zum Ghetto werden könnte. Das Zimmer des Kleinkindes ist zugleich 'Werkstatt' und Kommunikationsraum, es muß den anderen Räumen der Wohnung so zugeordnet sein, daß 'Späne fliegen' können, die körperlichen/handwerklichen und verbalen/emotionalen Fähigkeiten entwickelt werden können: auf der einen Seite dem Lernbereich 'Arbeit/Soziales' zugeordnet, auf der anderen Seite dem Bereich 'Ruhen', weil gerade für ganz kleine Kinder die Nähe zu 'Großen' beim Schlafen ungemein beruhigend ist (Tür/Schiebetür). So bietet die Wohnung für Kleinkinder Sicherheit und Herausforderung, die 'Gehschule' umfaßt bald 'Innenhaus' und 'Außenhaus', bis das Kind lernt, die Rückzugswünsche der Mitbewohner zu akzeptieren und seine eigenen zu verdeutlichen: 'das Zimmer für mich allein'. Dieses sollte etwa 16 qm umfassen mit zusätzlicher Gemeinschaftsfläche, Außenhaus und Abstellfläche (Wiederverwendungsgesellschaft).

„Jedes Kind muß seine eigene Ecke haben, die es gestalten kann, wie immer es will, einen Platz, der sein eigen ist, und den niemand ohne seine Erlaubnis betreten darf“
(Bettelheim, B.).

Bettelheim, B.: Einfluß der Umwelt auf die Entwicklung des Kindes. vvf.Mskr. Intern. Symp. „Wohnen mit Kindern“. Berlin 1979

Bladergroen, W.: Spielen am Haus. Was spielen Kinder in der Stadt? Vortrags-Mitschrift Intern.Symp. „Wohnen mit Kindern“, Berlin 1979

Böse, H.: Die Aneignung städtischer Freiräume. Kassel 1981

Dessai, E.: Umnutzung der Wohnung. Vortrags-Mitschrift Intern.Symp. „Wohnen mit Kindern“, Berlin 1979

Dörhöfer, K. u. Terlinden, U.: Zur Diskussion: Einige Vorschläge für eine frauenfreundliche Umweltgestaltung in: Dörhöfer/ Terlinden: Verbaute Räume. Auswirkungen von Architektur und Stadtplanung auf das Leben von Frauen. Köln 1985.

Hülbusch, I.M.: Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum. Kassel 1978

Inge Meta Hülbusch (1990)

Die Angst vor dem Garten der Anderen¹

**Über die professionelle Ablehnung von privat Praktizierendem -
Vom Stellenwert des Gartens und des Gärtnerns: Positionen zu deren
gesellschaftlicher Funktion**

Einleitendes Referat zur Arbeitsgruppe ergänzt durch Notizen und Assoziationen.

Wir Landschaftsplanerinnen haben bisher nicht aufgearbeitet:

unsere Berufsgeschichte, d. h.:

- wir und die Landschaft
- wir und der Garten
- wir und das Gärtnern
- wir und der Freiraum
- wir und die Vegetation

unter *feministischen Gesichtspunkten*, geschweige denn sind wir auf die Suche gegangen nach Frauen, die unseren Beruf ausgeübt haben, sei es als Gartenarchitektinnen, sei es als Gärtnerin oder Gartenschriftstellerin. Wer von uns kennt Vita Sackville-West, wer Elizabeth von Arnim, wer weiß Bescheid über Frau de Chateaubriand und Kaiserin Joséphine, die später von Napoleon wegen ihrer Kinderlosigkeit verstoßene Frau? Unser Berufsstand ehrt Lenné, Skell, Pückler-Muskau (klar, sie redeten deutsch!) und ignoriert die Engländerin Vita Sackville-West, die von Geburt genau so begütert war wie Pückler-Muskau und einen wundervollen Garten in Sissinghurst/Kent schuf (sie starb 1962). Sie gilt in England als 'Inbegriff einer begnadeten Gärtnerin', war eine enge Freundin von Virginia Woolf.

Elizabeth von Arnim, gebürtige Australierin, eine Kusine von Katherine Mansfield, heiratete nach Pommern und schrieb 1898 den damaligen Bestseller 'Elizabeth und ihr Garten' unter dem Pseudonym 'Elizabeth' - auf englisch. Was taten sie und Vita Sackville-West Minderes als Pückler-Muskau, nämlich „Aus einem verwilderten Garten ein Paradies zu zaubern, ohne jede Spur himmlischer Langeweile“ (Klappentext Insel-Verlag zu E. v. Arnim 1987)?

Das Ehepaar Chateaubriand - Frankreich, Anfang des vorigen Jahrhunderts:

„Voll Ungeduld, die Fortschritte *seines* Gartens bestaunen zu lassen, führte er dann die Besucher vor seine neuen Pflanzungen, die Frau de Chateaubriand mit ihm betreute und die ein Gegenstand endloser Auseinandersetzungen zwischen den Gatten waren: Sie hatten ja auch tatsächlich nur diese Vorliebe miteinander gemein, balgten sich aber heftig über den Verlauf einer Allee, die Ausrichtung einer Pappelwand oder die Wahl der Sorten, die sie aus den reichhaltigen Baumschulen von Méréville bezogen. Alle beide sprachen sie von ihrer Liebe und ihrem Stolz auf dieses Pflanzenkleid von la Vallée-aux-Loups, verdankte es ihnen doch seine Entstehung. Wundervoll wie immer schreibt er, ich zitiere hier das Buch von R. Bouvier und E. Maynial: Der Botaniker von Malmaison, Neuwied 1949, S. 6): 'Die Bäume, die ich pflanze, gedeihen gut, noch sind sie so klein, daß ich ihnen

¹ aus: Platz nehmen oder Raum greifen. Standorte und Perspektiven feministischer Planung.
Hg.: FOPA e.V. und GHK, FB Stadt- und Landschaftsplanung, Ref. berufspraktische Studien.
Arbeitsbericht des FB Stadt- und Landschaftsplanung, Heft 86: 83-89, Kassel 1990

Schatten gebe, wenn ich mich vor die Sonne stelle ... So weit ich konnte, suchte ich sie mir in verschiedenen Klimaten aus, durch die ich kam ... Wie meine Kinder kenn'ich sie mit Namen'. Weniger glanzvoll, aber mit ebenso viel Hingabe an die Gegenwart und Sicherung für die Zukunft lobt sie die Schönheit all dieser Kiefern, Lärchen, Zedern, die sie eigenhändig besorgte, die aus dem lieb gewordenen Tal eine wahrhafte Karthause machen sollen, den poetischsten Alpeneinsamkeiten vergleichbar “ (Hervorhebungen von mir).

Wenn das nicht depressiv ist ... *Er* war auf Reisen - in Spanien, in Athen, am Jordan und am Nil, *sie* war im Garten und träumte von den Alpen.

Die Gärten von Malmaison - Joséphine Bonaparte:

„Friedlich trieb der Bach von Malmaison seine glückhaften Wellen dahin, als schöne Hände, zum Szepter bestimmt, sein schlichtes Tal zu verschönen sich mühten“, mit diesen Versen schickte ein Graf Daru, Verwaltungsbeamter und Dichter, Kaiserin Joséphine die „merkwürdigsten Pflanzen aus Pommern“ (Bouvier/Maynial, S. 171 f): „Diese nordischen Sträucher trafen sich in der kaiserlichen Reidenz mit seltenen Arten, die aus allen Enden der Welt von Reisenden geschickt oder von wissenschaftlichen Expeditionen mitgebracht wurden “.

Bereits im Jahre 1804 hatte sich Joséphine (Aimé) Bonaparte und (Alexander von) Humboldt bei ihrer Rückkehr von Amerika vorstellen lassen (Bonaparte wurde von ihr eingestellt: 1804-1815. I.M.H.). Mit ihrer gewohnten Grazie hatte sie ihnen für die wundervollen Blumen danken wollen, mit denen sie ihre Gewächshäuser bevölkert hatten: Mimosen, Heliotrop, Kassien, Lobelien, aus Samen gezogen, die sie von den Antillen abgeschickt hatten, erinnerten die schöne Kreolin an das glückliche Klima ihrer Heimat. Was zunächst Neugierde war, wurde bald zur beherrschenden verzehrenden Leidenschaft. Erst hatte die Kaiserin kostbare Blumen zur Augenweide vereint, dann faßte sie den ehrgeizigen Plan, ihren Lieblingssitz zu einer Art botanischen Garten berühmt zu machen. Fräulein Avillon, eine ihrer Kammerfrauen, spricht in ihren Memoiren von den tollen Ausgaben, zu denen diese Leidenschaft ihre Herrin hinriß und gibt folgende Einzelheiten: ‘Die Neigung zur Botanik war bei ihr nicht etwa nur eine Laune, sie machte sie zu einem Gegenstand sogar recht ernsthafter Studien. Bald kannte sie die Namen aller Pflanzen, der Familie, in welche sie die Forscher einreihen, ihre Herkunft und ihre Eigenschaften’“.

Aber nicht nur eine Kaiserin, auch eine Äbtissin haben wir als Kolleginnen vorzuweisen: Elisabeth Ernestine, Fürstäbtissin in Gandersheim, Herzogin von Braunschweig, im 18. Jahrh. Sie empfand es als Mangel, daß es im Stadtgebiet von Gandersheim keine Gärten gab und legte „ein Lustschloß mit Gärten an, eine kleine Sommerresidenz, mit den Wohnräumen zu ebener Erde auf die Terrasse gehend“ (Alvensleben, S. 116).

Das als Auszug aus *unserer* Geschichte der Gartenkunst. Wir finden sicher noch mehr, wenn wir intensiv suchen: z. B. die Fürstin Eleonore von Hessen-Eschwege, eine Schwester des schwedischen Königs Karl X., die nach dem 30jährigen Krieg in Worpsswede (Norddeutschland war damals schwedisch) mit dem Bau einer Sommerresidenz begann und dafür Wildgehege, Entenfang und Fischteich anlegen ließ. Das Wildgehege, der sog. Thiergarten, ist noch in Relikten vorhanden.

Vielleicht hilft uns diese Liste, unser Selbstbewußtsein etwas zu stärken: es gibt Frauen, die Bedeutendes geleistet haben und auch sichtbar geworden sind. Wir müssen sie nur wieder aus der Versenkung holen. Aber das war mit Leberecht Migge, der ja nun durchaus ein Patriarch, wenn nicht sogar ein Macho war, auch der Fall (I.M. Hülbusch 1978).

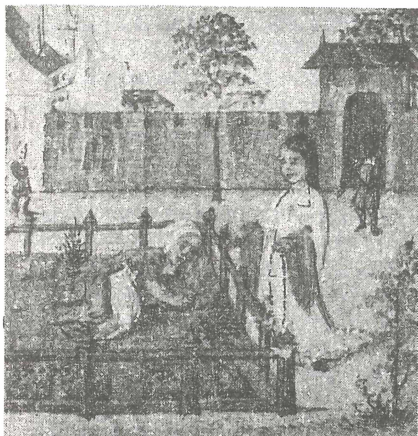
Diese Frauen verkörpern Macht und Geld, das sie für *Gärten* ausgeben, für die sie selber die Ideen entwickeln, sie sind also Schöpferinnen, Gestalterinnen, Architektinnen, sind auch Gärtnerin, wie Vita Sackville-West es war, auch Frau de Chateaubriand, und wie Elizabeth von Arnim es aus Rücksicht auf ihren Stand in Deutschland und bei ihrem „Grimmiger“ nicht sein durfte (es aber doch ausprobierte, E.v.A. a.a.O, S. 21/22):

„Wenn ich doch nur selbst graben und pflanzen könnte! Um wieviel leichter wäre es und wie faszinierend, die Löcher selbst machen zu können, genau dort, wo man sie haben will, und dann die Pflanzen ganz nach Belieben einzusetzen, statt Anordnungen geben zu müssen, die nur halb verstanden werden, sobald man von den Richtlinien abweicht, die von jener langen Schnur bestimmt werden! In der ersten Wonne darüber, einen Garten ganz für mich allein zu haben, und in meiner brennenden Ungeduld, die öden Flecken Land rosig erblühen zu lassen, schlich ich mich doch tatsächlich verstoßen an einem warmen Sonntag im April letzten Jahres während der Mittagsstunde des Personals, doppelt sicher vor dem Gärtner durch den Feiertag und die Essenszeit, mit einem Spaten und einer Harke hinaus und hob fieberhaft ein kleines Stück Boden aus, wühlte die Erde um, säte heimlich Prunkwinden und rannte völlig erhitzt und schuldbewußt wieder zurück ins Haus, ließ mich in einen Sessel fallen, hinter ein Buch verschanzte, und setzte eine gleichgültige Miene auf, gerade noch rechtzeitig, um meinen guten Ruf zu retten. Und warum darf man das nicht? Es ist nicht anmutig, und es macht einen heiß; aber es ist eine gesegnete Art von Arbeit, und hätte Eva im Paradies einen Spaten gehabt und etwas damit anfangen können, hätten wir nicht diese ganze traurige Geschichte mit dem Apfel.“

Elizabeth von Arnim beugt sich ihrer „besseren Hälfte“, dem „Grimmiger“, wie sie ihn nennt (sie heiratet später noch einmal und stirbt in Amerika). Eleonore von Hessen-Eschwege läßt das fast fertige Lusthaus in Worpsswede abreißen, als ihr Mann stirbt. Hildegard von Bingen (1098 - 1179) hört in einer ihrer Visionen Gott-Mann sagen: „Daher, oh Puselchen (pusilla = Kleine) im Geist, die du im Innersten gelehrt bist durch mystische Anhauchung, obwohl du von der Spezies Mann niedergehalten wirst wegen der Pflichtverletzung Evas, dennoch sage aus ...“ (C. Köster, S. 3).

Hildegard von Bingen - ‘Ärztin’? ‘Apothekerin’? ‘Gärtnerin’? - umstritten in der Frauenbewegung wegen ihrer „Listigkeit“ - neutraler: Fähigkeit -

„ein göttliches und weltliches Diktat dergestalt in Einklang zu bringen, daß sie letztenendes einen beachtlichen Freiraum für ihre individuelle schöpferische Persönlichkeit wirkte. Sie hat es verstanden, sich als Medium einer alles umfassenden kosmischen Macht, als ein Element derselben, für sich selber stark zu machen. Sie besaß ohne Zweifel ein tiefes Verständnis für die ganzheitliche Betrachtung der Natur und nahm die Einschränkung der Christusbrautschaft in Kauf, um ihre ganzheitliche Weiblichkeit auf der ihr eigenen Ebene voll ausleben zu können. Beispielhaft geschickt kehrt sie das marianische Ideal der Passivität ins Gegenteil, schlägt die patriarchale Ordnung mit ihren eigenen Waffen“ (C. Köster, S.9).



Die Herrin des Hauses beaufsichtigt die Gärtnerin Zwei Frauen beim Errichten der Stadtmauer

Doch zurück zur HANDARBEIT:

Sybill Gräfin von Schönfeldt schreibt in ihrem Vorwort zu Sally Fox, 'Frauenfleiß', einem 'illuminierten Tagebuch':

„Frauenfleiß wurde erst eine Tugend, als man zwischen Arbeit und Muße wählen konnte, also zwischen arbeiten und arbeiten lassen.“ Beim Durchblättern dieses immerwährenden Tagebuchs, bei der Suche nach Darstellungen unseres Berufes, also nach Darstellungen des Gärtnerns und des Bauens, stieß ich auf ein flämisches Bild des frühen 16. Jahrh.: „Die Herrin des Hauses beaufsichtigt die Gärtnerin“ (Getijdenboek).

Die satte Selbstzufriedenheit der Herrin in einem von Soldaten bewachten Hof ist sicher etwas anderes als der Umgang von Vita Sackville-West und Elizabeth von Arnim mit ihrem Personal. Ganz anders dagegen ein paar Seiten weiter eine Abbildung aus den gesammelten Werken der Christine de Pisan: 'Cité des Dames - Zwei Frauen beim Errichten der Stadtmauer' (frz., 15 Jahrh.): Eine junge schöne Frau mit einer Krone reicht einer ebenso schönen, aber bürgerlichen Frau einen großen Stein zum Vermauern. Beide arbeiten *zusammen, Hand in Hand*.

Woher die Verachtung der Gartenarbeit? In der Berufsschule, während meiner Lehrzeit als Staudengärtnerin, lernte ich: Totengräber und Gärtner waren früher zwei Seiten eines Berufs im Mittelalter. Es wurde allerdings nicht gesagt, ob grundsätzlich oder nur in unserem Kulturkreis. Ich weiß nur noch, daß unsere Selbstachtung nicht gerade stieg und unsere Friedhofsgärtner von Knochenfunden erzählten. Die Vergänglichkeit der Materie ist in unserem Beruf immer sichtbar: *aus Erde wird Scheiße* - der Kreislauf entsteht durch das Vergehen. Im sogenannten 'chinesischen Gartenbau', d. h. im organisch-biologischen, wird dann Scheiße zu Erde (vgl. das Metroclo Leberecht Migges). Der Umgang mit der Scheiße, den Exkrementen von Menschen

und Tieren (auch die Anthroposophen verwenden tierische, aber keine menschlichen Exkremente) ist sicher etwas, was den Gartenbau von der Planung unterscheidet. Noch einmal zu Elizabeth von Arnim:

„... ließ mich in einen Sessel fallen, hinter ein Buch verschanzt, und setzte eine gleichgültige Miene auf, gerade noch rechtzeitig, um meinen guten Ruf zu retten“.

Da sehen wir doch so richtig die „Planerin“ vor uns: teuer, leger und zweckmäßig angezogen, ... verschanzt, mit gleichgültiger Mine (heute würden wir sagen: ‘cool’) und darauf überdacht, den progressiven Ruf zu retten. Die Frau mit Kopf, die ihren guten Ruf rettet - *vor wem?*: Wer / wo ist der ‘Grimmige’?

Brooke, eine amerikanische Radikalfeministin, schreibt in ‘Der Tschador der Frauenbewegung’ über den Kulturfeminismus (a.a.O., S 207/207):

„Frauen, die schreiben, und das, was Frauen schreiben, sind sehr wichtig - je mehr es davon gibt, desto besser. Es scheint jedoch ganz egal zu sein, was Frauen schreiben, solange es überhaupt Geschriebenes von Frauen gibt (und die darin vertretene Politik sich mit dem Kulturfeminismus verträgt). Man erwartet, daß Frauen für andere Frauen schreiben, für das kulturelle Frauennetzwerk, für sich selbst, aber *nicht* speziell dafür, die feministische Politik zu verbreiten oder zu schaffen oder zu verdeutlichen ...

Der Mangel an Aktivitäten ist ebenfalls ein wesentliches Problem ... Es gibt einen Unterschied dabei, ob man an etwas teilnimmt, weil man *mitmachen will* oder weil man darüber berichten muß. *Der Mitschreiber verhindert wirkungsvoll das Mitmachen.* Außerdem ist eine politisch unerfahrene Reporterin ein leichtes Opfer für Manipulation, Irreführung und Spaltung. Zu viele Reporterinnen der Frauenbewegung wissen nichts über die Geschichte der Frauenbewegung, das schlägt sich in dem, was sie schreiben und dem, was Leserinnen daraus lernen, nieder. Und doch repräsentiert diese unwissende Mitarbeiterin, indem sie für eine Publikation der Bewegung schreibt, die Bewegung und ist für ihre Leserinnen eine Quelle des Wissens“ (Hervorhebungen von mir).

Zurück zu den beiden Bildern aus ‘Frauenfleiß’: Wer sich in der Geschichte auskennt (hier in Kassel vielleicht bei Heide Wunder an den Seminaren teilgenommen hat), weiß, daß die ‘Cité des Dames’ eine Utopie ist, dagegen die flämische Darstellung sicher die Realität. Der Mythos vom Glück: ‘*Wir sind doch alle Schwestern*’ erstickt die Diskussionen im Keim. Wir sehen das doch seit einiger Zeit sehr deutlich.

„Der Trend zur bekannten Persönlichkeit ist ein Beispiel falschen Expertentums. Der Aufstieg kulturfeministischer Führerinnen und der Trend zur bekannten Persönlichkeit ist von den Publikationen der Bewegung stark gefördert worden und hat sich in dieser widergespiegelt. Man setzt auf Berühmtheiten ... die Bürokratie und die anderen Machtstrukturen innerhalb und außerhalb der Frauenbewegung erzeugen ein Protektionsgeschäft. Diejenigen, die an der Macht sind, müssen vor Kritik geschützt werden; diejenigen, die keine Macht besitzen (und das ist der größte Teil ...), müssen vor Ärger und Desillusionierung bewahrt werden“ (Brooke, a.a.O., S. 211/212).

Das ist die Angst vor dem Garten der Anderen, die Angst der Expertinnen.

Ich erinnere daran, daß wir vor sechs Jahren - 1983 - hier saßen und in der Arbeitsgruppe ‘Freiraumplanung für Frauen’ diskutierten (vgl.: ‘Frauen als Handelnde ...’, S. 141). Die Reaktion auf meine Lesung eines Abschnitts aus ‘Auf der Suche nach den Gärten unserer Mütter’ von Alice Walker (vgl. ‘Die Farbe Lila’) war primär eine vage Abwehrhaltung gegenüber der Beschreibung des ‘Privaten’, d. h. gegenüber der Beschreibung der begeisterten und begabten ‘Freizeitgärtnerin’.

Verstehe ich Brooke richtig, so wäre folgende Reaktion erforderlich: die Wurzeln der Herrschaft, der Unterdrückung zu erkennen (Adam und Eva 'erkannten' sich), mit dem Ziel der Unabhängigkeit, der Befreiung von den 'Grimmigen'. Das setzt die Erprobung der eigenen Fähigkeiten, der eigenen Kraft voraus, das enthält die Kenntnis der Geschichte und Verhältnisse, aber nicht deren Festschreibung.
Was wollen wir denn eigentlich?

Alice Walker (a.a.O., S. 59 ff):

„Hattest Du eine Urgroßmutter, die unter der Peitsche irgendeines dummen und verdorbenen Aufsehers starb? Oder sollte sie für einen faulen hinterwäldlerischen Tölpel Plätzchen backen, wenn ihre Seele doch danach schrie, Aquarelle von Sonnenuntergängen zu malen oder von dem Regen, der auf die grünen und friedlichen Weiden herabfiel? ... Bedenkt nur, wenn ihr die Vorstellung ertragen könnt, welche Folgen es möglicherweise gehabt hätte, wäre auch das Singen (wie das Lesen und Schreiben, I.M.H.) durch das Gesetz verboten gewesen. Hört Euch Bessi Smith, Billie Holiday ... an, um nur einige zu nennen, und stellt Euch vor, diese Stimmen wären ein Leben lang mundtot gemacht worden... Dann beginnt Ihr vielleicht, das Leben unserer „verrückter“, zu „Heiliger gemacht“ Mütter und Großmütter zu verstehen. Die Agonie im Leben von Frauen, die vielleicht Dichterinnen, Romanschriftstellerinnen, Verfasserinnen von Essays und Kurzgeschichten hätten sein können (und das seit Jahrhunderten) und die starben, ihre eigentliche Begaubung im Inneren erstickt ...

Welche Künstlerin meine Mutter war und ist, wurde mir erst nach Jahren deutlich ... was immer sie pflanzte, wuchs wie durch Zauberei, und ihr Ruhm als Blumenzüchterin verbreitete sich über drei Landkreise. So schöpferisch war sie mit ihren Blumen, daß ich mich sogar an die Armut nur durch einen Schleier von Blüten erinnern kann - Sonnenblumen, Petunien, Rosen, Dahlien, Forsythien, Spireen, Rittersporn, Verbenen ... und so weiter und so weiter.

Und ich erinnere mich daran, daß die Leute in den Hof meiner Mutter kamen, um sich Ableger von ihren Blumen geben zu lassen; ich höre wieder, wie man sie mit Lob überhäufte, weil sie jeden Fleck steiniger Erde, auf den es sie verschlagen hatte, in einen Garten verwandelte. In einen Garten, der so farbenprächtig war, so originell, so strotzend von Leben und Kreativität, daß die Leute - völlig Fremde - bis auf den heutigen Tag an unserem Haus in Georgia vorfahren und bitten, das Kunstwerk meiner Mutter betreten und darin herumlaufen zu dürfen“.

Auch da kennen wir nur Männergärten, Malergärten: Heinrich Vogelers Barkenhoff in Worpsswede, Emil Noldes Garten in Seebüll, Monets (Seerosen-) Garten in Giverny an der Seine. Aber die sind natürlich auch noch gemalt worden. Paula Modersohn-Beckers Leben war zu kurz, in ihren Briefen und Tagebuchblättern gibt es nur einen kurzen Brief von 1902 (vgl. i. I. M. Hülbusch: Gärten in Worpsswede, 1989).

Napoleon war nicht stolz auf Joséphines Garten, im Gegenteil, er warf ihr Verschwendungssucht vor; die „Grimmigen“ merken schon, daß sie an Macht verlieren, wenn die Frauen das Universum ordnen 'nach dem Bild ihrer persönlichen Vorstellung von Schönheit' (A. Walker, a.a.O., S. 67). Ich habe absichtlich nicht vom Außenhaus, von Selbstversorgung, von Subsistenz gesprochen. Alice Walkers Mutter hat uns gezeigt, wozu eine in Lohnarbeit stehende Mutter mehrerer Kinder fähig ist, wenn es *ihr* wichtig ist und *ihr* Freude macht - und ihr Anerkennung bringt.

Adrienne Rich (a.a.O., S. 39):

„Wir hier Anwesenden sind offenbar ganz besondere Frauen und wir haben uns gerne als etwas Besonderes gesehen, und wir haben gewußt, daß die Männer uns als etwas Besonderes dulden, ja sogar romantisieren, solange unsere Worte und Taten ihr Privileg, uns und unsere Arbeit zu dulden oder abzulehnen, nicht in Frage stellt und zwar gemäß *ihren* Vorstellungen davon, wie eine besondere Frau sein sollte. Es ist eine wichtige Einsicht der radikalen Frauenbewegung gewesen, wie entzweierend und letztendlich zerstörerisch dieser Mythos von der besonderen Frau ist, die ja auch die Alibifrau ist“.

Unser Leben erschöpft sich nicht in Sexualität, Arbeit und Mutterschaft: wir lassen uns nicht von unserer Seele, unserem Denken entbinden: unser blühender Garten ist nicht das Signal des Rückzuges, sondern das Signal unserer Stärke. Ich glaube, wir erliegen einem Trugschluß, wenn wir davon ausgehen, daß die Armut die 'Mutter der (Selbstversorger-) Gärten' ist. Marie Jahoda et al. stellten bei den 'Arbeitslosen in Marienthal' das Gegenteil fest, was auch Berichte aus englischen Industriegebieten mit hoher Arbeitslosigkeit bestätigen.

„In vielen Schrebergärten werden, obwohl die Leute auf Gemüse und Kartoffeln sehr angewiesen, Blumen gepflanzt; da gibt es Beete, die eine Ernte von 80 kg. Kartoffeln liefern könnten, mit Nelken, Tulpen, Rosen, Glockenblumen, Stiefmütterchen und Dahlien. Auf die Frage, warum das geschieht, lautet die Antwort: 'Man kann doch nicht nur vom Essen leben, etwas muß man doch auch fürs Gemüt haben. Es ist auch so schön, wenn man zu Hause eine Vase mit Blumen hat' “ (Jahoda et al., a.a.O., S. 72).

Die Professorin bekommt also die Gärten nicht in den Griff. Sie sind nicht „tragend“ (staats-, raum- ...). Welche Malerin läßt sich vorschreiben, was/wie/wann sie malen soll? Das Tauschen von Ablegern schafft keinen Mehrwert. Da auch die 'Naturgärtner' im Rahmen der HOAI denken, bricht auch für sie das Chaos aus, nicht nur für die 'Gestalter'. Und versteht sich die Professorin als Planungsprofession, erfindet sie sicher ganz schnell eine Gestaltungssatzung, damit alles schön einheitlich wird, eine Satzung, die 'trägt'. Ehe wir uns nicht mit (den Reservaten) unserer Autonomie auseinandergesetzt haben, können wir nicht die Bedingungen der Konfrontation ausloten. Ich glaube nicht, daß die Reparatur des sog. 'Phallischen Designs' unsere Ausgabe ist, da sie die *Wurzeln* nicht angeht.

„Erfahrene Gärtner haben die Theorie, daß es nicht so sehr darauf ankomme, *wann* man eine Pflanze versetze, als *wie* ... Ich behaupte ... , daß die Geschichte über die Großmutter, der alles gelang, wie sie es auch anpackte, wie roh sie auch vorging, immer auf gesundem Menschenverstand und Naturbeobachtung beruhte. Diese Großmutter hatte gewisse elementare Gesetze in sich aufgenommen und wußte - nicht aus Büchern, sondern durch Beobachtung - was mit Pflanzen geschah und was sie brauchten. Ihr Wissen reichte nicht für alles aus, aber jedenfalls führt sie uns recht weit auf dem richtigen Gartenweg.“ Vita Sackville-West (a.a.O., S. 232/233)

Interpretation und Zusammenfassung

Wir waren ca. 25 Landschaftsplanerinnen, Gartenarchitektinnen, Freiraumplanerinnen und eine Architektin, viele davon im Berufsleben.

Nach einem kurzen Überblick über gärtnernde oder übers Gärtnern und über Gärten schreibende und Gärten anlegende und Gärten planende Frauen in der Geschichte - unsere oft sehr begüterten und angesehenen Kolleginnen - von Hildegard von Bingen über Fürstäbtissin Elisabeth Ernestine von Gandersheim, Eleonore von Hessen-Eschwege, Joséphine Bonaparte bis zu Elisabeth von Arnim und Vitas Sackville-West - diskutierten wir die Hindernisse, die das Patriarchat - von Gott-Mann bis zum 'Grimmigen' (von Arnim) und wir uns selber in den Weg legen:

„Hätte Eva im Paradies einen Spaten gehabt und etwas damit anfangen können, hätten wir nicht diese ganze traurige Geschichte mit dem Apfel“ (E. v. Arnim).

Diese nicht aufgearbeitete Berufsgeschichte - als Berufsstand haben wir nicht einmal kulturfeministisch gearbeitet, geschweige denn radikalfeministisch die *Verursacher gekennzeichnet, behindert oder ausgeschaltet* - macht uns sprachlos, läßt uns leiden. Als Frau das Private öffentlich zu machen, z. B. die Erfahrungen im eigenen Kleingarten als Fachfrau zu veröffentlichen, gilt bei Kollegen, die selber auch begeistert gärtnern, als „unprofessionell“. Gemeinsam mit Anwohnern zu planen, ist oft Frauensache und meist ein Subventionsgeschäft - entweder durch die öffentliche Hand oder durch „harte“ gewinnträchtige Aufträge, die Männersache sind. Machen wir Frauen uns selbständig mit derartigen Aufgaben, so liegt unser Einkommen oft nur knapp unter dem Bafög-Satz.

- Auf dem Land arbeiten meist Frauen in den Gärten, in der Stadt die Männer. Nur die Grabpflege wird nirgendwo den Frauen streitig gemacht - unsere berufliche Herkunft ist: Totengräber und Gärtner. Aus Scheiße wird Erde, aus Erde wird Scheiße. Das fehlende Aufarbeiten unserer Berufsgeschichte - also der fehlende kulturfeministische Ansatz - hat auch verhindert, daß wir bewußt diese Zuständigkeit für den Garten weiterentwickelt haben: Es hieß seit Anfang/Mitte der siebziger Jahre - von Männern: Gartengestaltung (so ist nun einmal der „Fachbegriff“), das ist reaktionär, das machen nur die Kapitalisten - und die machten und machen es ja auch und verdienen gut dabei. Wir - die neuen Herren - machen Ökologie und Naturschutz - diskutieren im Großen!

Während auch ein *linker* Garten- und Landschaftsgestalter keine Schwierigkeiten hat, Fürst Pückler-Muskau gut zu finden und Buchsbaumgärtchen zu basteln, tun wir uns schwer mit unseren Vorgängerinnen, gerade *weil* sie oft reich waren, während die Literaturhistorikerinnen dabei keine Schwierigkeiten haben. Vita Sackville-West z. B. ist eine Freundin Virginia Woolfs gewesen, Elizabeth von Arnim eine Kusine von Katherine Mansfield.

Wir sollten offensiver, listiger, bewußter mit unserem Potential umgehen, was auch einen anderen Umgang mit unserer Kreativität, unserer Ausdauer und unserem Widerstand zur Folge hat. Selbermachen, Gärtnern, Gärtnern ohne Gift, im Beruf, ist was für Frauen und Softies, es sei denn, es ist groß, dekorativ und ruhm- und gewinnbringend. Und das machen dann die Männer und auch die Frauen, die sagen, sie seien „im Herzen grüff“, und das sagen sie aus Angst.

Literatur:

ALVENSLEBEN/KOENIGSWALD, Mauern im Strom der Zeit. Schlösser und Schicksale in Niederdeutschland. Aus Tagebuchaufzeichnungen von Udo von Alvensleben. Zusammengestellt und herausgegeben von Harald v. Koenigswald. Berlin, Frkf./M., Wien 1969.

ARNIM, Elizabeth v., Elizabeth und ihr Garten. Frankfurt a. M. 1987.

BOULBOULLE, Guido u. Michael ZEISS, Worpswede. Kulturgeschichte eines Künstlerdorfes. Köln 1989

BOUVIER, R. u. E. MAYNIAL, Der Botaniker von Malmaison. Aimé Bonpland, ein Freund Alexander von Humboldts. Neuwied 1949.

BROOKE, Der Tschador der Frauenbewegung. Der Kulturfeminismus und die Presse der Bewegung. In: Lannox, S. (Hg.): Auf der Suche nach den Gärten unserer Mütter, a.a.O., S. 199-215.

FOX, Sally, Frauenfleiß. Ein immerwährendes Tagebuch. Einführung von Sybill Gräfin Schönfeldt. München und Hamburg 1985.

FRAUEN als Handelnde und Betroffene in Stadt- Regional- und Landschaftplanung. Bericht über eine Tagung vom Juni 1983 in Kassel. Arbeitsbericht 54, GhK FB 13, Kassel 1984.

HAYDEN, Dolores, Wolkenkratzer - Verführung. In: Lennox, S. (Hg.) a.a.O., S. 175-198.

HÜLBUSCH, Inge Meta, „Jedermann Selbstversorger“ - das koloniale Grün Leberecht Migges. In: Burckhardt, L. (Hf.): Der Werkbund in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Form ohne Ornament. Stuttg. 1978, S. 66-71.

HÜLBUSCH, Inge Meta, Gärten in Worpswede, von der Jahrhundertwende bis heute. Notizbuch Kasseler Schule 25:7-26. Kassel 1991

JAHODA, Marie, P. F. LAZARSELD u. H. ZEISEL, Die Arbeitslosen von Marienthal. Frankfurt 1980.

KÖSTER, Claudia, Stae Hildegardis - eine Annäherung. vvf. Mskr. Kassel 1989.

LENNOX, Sara (Hg.). Auf der Suche nach den Gärten unserer Mütter. Feministische Kulturkritik in Amerika 1970-80. Darmstadt und Neuwied 1982.

RICH, Adrienne. Wenn wir Toten erwachen: Schreiben als Re-Vision. In: Lennox, S.(Hg.), a.a.O., S. 33-56.

SACKVILLE-WEST, Vita, Aus meinem Garten: Einfälle und Ratschläge. Frankfurt a. M. 1986.

WALKER, Alice, Auf der Suche nach den Gärten unserer Mütter. Die Kreativität von schwarzen Frauen im Süden. In: Lennox, S. (Hg.), a.a.O., S. 57-69.

WALKER, Alice, Die Farbe Lila. Reinbek b. Hamburg.



...Halteverbot....

Inge Meta Hülbusch (1987)

DAS AUSSENHAUS - EINMAL ANDERS WAS MACHEN WIR FRAUEN DRAUSSEN*¹

Im Herbst, als ich aus Wien die Anfrage erhielt, ob ich bereit sei, an der Tagung 'Planungsfrauen - Frauenplanung' mitzumachen, war meine erste Reaktion Stolz, dann Ablehnung, dann Unsicherheit. Ich steckte mitten in der Vorbereitung des bundesweiten Kongresses 'Leben mit Kindern - Mütter werden laut', der am 22./23. November 1986 in Bonn stattfand, mit einer Gruppe von nicht-organisierten und grünen Frauen, die fast ausnahmslos eine ähnlich verbogene Berufsbiographie wie ich haben, ganz egal ob 'frühe' oder 'späte' Mütter. Ich fühlte mich so gar nicht als Planerin. Zugesagt habe ich dann kurz vor der Abfahrt nach Bonn mit den Worten: 'Ich glaube das Thema Aussenhaus, das ich gern machen möchte, ist kein Thema mehr.'

Meine Vermutungen bestätigten sich. Mit einer Bonner Frau hatte ich die AG 'Leben und Wohnen - drinnen und draußen' angeboten. Eine von über 20 Arbeitsgruppen. Die Frequentierung entsprach unseren Erwartungen: 'Kein Thema' - Die Teilnehmer/innen - es war ein Hausmann dabei - waren entweder Biologielehrerinnen, Stadtplanerinnen oder Partnerinnen von Architekten, die es mal wissen wollten (ob ihre eigene Sicht angemessener sei, als die ihres Mannes). Die Gruppe 'Frauen und Kinder bauen ihre Stadt' fiel mangels Interesse aus. Gefragt waren Gruppen wie:

- Wie werden Mädchen zu Mädchen und Jungen zu Jungen?
- Hin- und hergerissen - Mütter zwischen Familie und Beruf
- Alleinerziehend
- Kinder wachsen - Mütter werden alt
- Spieglein, Spieglein an der Wand was macht die Mütter zu richtigen Müttern in unserem Land?
- Mütter im Widerstand heute (die größte AG)
- Kein Kind - keine Mutter zum Vorzeigen. Mütter mit behinderten Kindern.
- Schwangerschaft - Geburt - Verhütung - Frauen als Objekte der herrschenden Medizin
- Mütter im Zentrum - Mütterzentrum
- Mütter in der Arbeitswelt - Bedürfnisse, Wünsche, Utopien

Wohnen - das ist 'kein Thema', das ist zu 'inhaltlich', wie mir eine Frau sagte, 'da brauch ich doch nicht extra nach Bonn zu kommen' - und ging, soweit ich mich erinnere, zu den Müttern im Widerstand. Was heißt das jetzt für uns Planerinnen? Unsere Tagung in Kassel 1983 'Frauen als Handelnde und Betroffene in der Stadt-, Regional- und Landschaftsplanung' beschäftigte sich primär mit unserem Berufsalltag, mit der ständig bedrohenden Arbeitslosigkeit. Planungsinhalte wurden nur angedeutet. Heißt das, daß wir die gängigen (Männer-)Inhalte übernommen haben? Oder heißt das, daß wir uns nicht trauen, eigene Planungsinhalte und -ziele zu formulieren? Was ist gute, was ist schlechte Planung? Sagte die oben erwähnte Frau deshalb, das Thema sei zu 'inhaltlich', weil sie Angst davor hatte, wieder 'alte Ka-

¹ Referat gehalten am 19.01.1987 in Wien

aus: Planungsfrauen - Frauenplanung; Symposiumsbeiträge von Landschaftsplanerinnen.
Hg.: Frauengruppen Freising und Wien. Wien/Freising Nov. 87, S. 54-66.

mellen' durchzukauen: Wie schrecklich Hochhäuser heute seien, aber man(n) könne sie auch nicht abreißen: 'Wissen Sie, wir sind ein armes Land, mit vielen Arbeitslosen, die können wir nicht auch noch heimatlos machen.'

Was für die Architektur, die Stadtplanung und Freiraumplanung zutrifft, hat ihr Pendant in der Landschaftsplanung, in der Regionalplanung, in der Industrieansiedlung. Das brauche ich hier - vor Fachfrauen - nicht zu erklären. Unsere Frage ist doch eine andere: Wo haben wir die Theorie, die das Leben von uns Frauen einbezieht - und unser alle Überleben?

Was die Tagung in Bonn auch deutlich machte, war, daß die Spaltung der Frauen nicht durch die Kinder erfolgt. Der Riß, die Trennungslinie ist durch die Ökonomie begründet, d. h. ob eine Frau (ob Mutter oder nicht) ihre Existenz selber ökonomisch sichern kann oder nicht, aus welchen Gründen auch immer.

Armut / Sozialhilfeempfänger

HNA

28.1.86

Frauen besonders betroffen

Köln (dpa). Frauen sind von Armut überdurchschnittlich und in anderer Weise betroffen als Männer. 23 Prozent der Sozialhilfeempfänger sind alleinstehende Frauen mit Kindern; 80 Prozent aller über 65jährigen Sozialhilfeempfänger sind Frauen.

Diese Zahlen nannte Heidi Berger, Fachberaterin für den Bereich der Fraueninitiativen im Deutschen Paritätischen

Wohlfahrtsverband, am Wochenende während einer Tagung dieser Organisation in Köln.

Als weitere Beweise für die soziale Schlechterstellung von Frauen führte die Referentin an, daß die durchschnittlich gezahlte monatliche Sozialrente 1985 für Frauen 620 DM, für Männer jedoch 1310 DM betragen habe.

Siehe „Zum Tage“

Hessisch Niedersächsische
Allgemeine (HNA) vom 24.1.1986

(aus Hess.Nieders.Allgemeine vom 24.1.86)

Das sind doch ganz neue Aspekte, oder etwa nicht? Früher wurde doch immer gesagt: 'Wir planen für die Familie'. Ich weiß nicht, wie es zur Zeit in Österreich aussieht; bei uns in der Bundesrepublik ist die sogenannte 'neue Armut' durchaus ernstzunehmen. Dazu obenstehende Pressemeldung vom 24. November 1986.

Als ich „Innenhaus und Außenhaus“ schrieb, war die Zahl der alleinerziehenden Mütter und der erwerbslosen Frauen noch nicht so hoch. Aber noch einmal zurück zur Müttertagung: Der Bonner Kongreß verlangte auch, daß die Kompetenz von Müttern, ähnlich wie das Wissen von Experten, bei der Lösung gesellschaftlicher Aufgaben - etwa der baulichen Gestaltung unserer Städte - einbezogen wird.

Für mich war der spannendste Kommentar, der einer Frau, einer Journalistin (Birgit Krummacher in der Hessisch Niedersächsischen Allgemeinen vom 08.12.1986: „Mütter melden sich zu Wort“):

„Ihre Glaubwürdigkeit bewiesen die Bonner Mütter auf eindrucksvolle Weise: Die Betreuung der Kinder war so gut organisiert, daß sich die Frauen ganz ungestört von ihrem Nachwuchs austauschen konnten.“

Die Kinderbetreuung war wirklich fabelhaft und machte den Kindern Spaß. Das Schlimme ist nur, daß man(n) und nicht einmal frau uns das zutraut.

Das ist doch wieder einmal das Problem: Die Frauen müssen beweisen, daß sie glaubwürdig sind, doppelt und dreifach. Die Väter hatten nämlich ganz schön gekniffen auf dieser Tagung. Ich sehe noch eine junge Frau mit zwei kleinen Kindern vor mir, die außer Atem ankam und noch um Kinderbetreuung bat: 'Mein Mann ist nicht da, er mußte ganz dringend mit den Vogelschützern weg'. Wobei anzumerken ist, daß dieser Vogelschützer sich zur Kinderbetreuung auf dem Kongreß angemeldet hatte und nun noch ganz schnell jemand gesucht werden mußte.

Wie ist es eigentlich mit Männertagungen? Ist die Glaubwürdigkeit dadurch bewiesen, daß ihre Kinder im Nebenzimmer Zirkus spielen? Zum Beispiel hier in der Nähe bei der Internationalen Atomenergie-Organisation (IAEO). Ich behaupte, daß ihre Ergebnisse menschenfreundlicher ausfallen würden, ließen sie ihre Kinder zu sich. Trotzdem bleibt uns wohl im Augenblick nichts anderes übrig, als die Organisation unseres Alltags selbst in die Hand zu nehmen (bitte jetzt nicht sagen: das auch noch! Wenn wir es nicht tun, wer soll es denn?).

Dazu ein paar Thesen:

- Bei den Söhnen gelingt (in unserer Generation) die Doppelorientierung Beruf-Haushalt nicht in allen Schichten (Regina Becker-Schmidt, mdl. 12.11.86)
- 92 % aller Männer, die mit einer Partnerin zusammenleben, fühlen sich durch Hausarbeit kaum belastet. Zu Recht: sie tun so gut wie nichts (Brigitte Untersuchung 'Männer 85', Deutsches Jugendinstitut)
- Die Ungleichheit der Geschlechter ergibt sich immer noch dadurch, daß die „Sterblichkeit“ der Frau durch das Gebärenkönnen aufgehoben wird. (R. Becker-Schmidt, a.a.O.) Für diese 'Unsterblichkeit' wird sie durch 'Einsperren' bestraft.
- Und der Mann hatte Raum für seinen 'Schöpfungsakt', konnte seinen 'Entwurf der Zukunft' eröffnen (vgl. Simone De Beauvoir / Verena Dietrich).
- Eine neue Subjekttheorie ist noch nicht entworfen: was ist der neue Mensch, was ist die neue Frau? (R. Becker-Schmidt, a.a.O.)
- Wir wollen von Euch die Hälfte der Welt und geben Euch dafür die Hälfte der Familie (Barbelies Wiegmann, FR 24.5.1986)

Zum Bearbeiten sind verschiedene Ansätze möglich:

- Der 'resignative': Was bleibt uns anderes übrig, als das Spiel weiter mitzuspielen?
- Der 'idealistische': Die gesellschaftliche Trennung ist unser Glück.
- Der (fast) 'pragmatische': Wir probieren aus; was nicht gesehen wird, kann nicht geändert werden.
- Der 'kämpferische': Wir ändern (auf Biegen und Brechen?) Und vielleicht noch mehr.

„Mehr Streß bei Hausfrauen“

MÜNCHEN, 13. Februar (dpa). Berufstätige Frauen fühlen sich durch ihre Familie weniger gestreßt als Frauen, die nur zu Hause arbeiten. Zu diesem Ergebnis kam eine Erhebung „Streß bei Hausfrauen“, deren Ergebnisse in der neuesten Ausgabe der Münchener Medizinischen Wochenschrift veröffentlicht sind.

Während die Hausfrauen den Streß mehr als psychische Belastung empfinden, zeigte er sich bei berufstätigen Frauen mehr äußerlich in Anspannung durch Zeitdruck und Hektik. Trotzdem empfindet jede zweite Arbeiterin oder Angestellte den Streß als positiven Leistungsan-sporn und Selbstbestätigung.

Im Haushalt leiden der Studie zufolge vor allem jüngere Frauen zwischen 20

und 42 Jahren an Streßzuständen. Dabei spielen weniger Überforderung eine Rolle, sondern zwei Drittel der jungen Frauen sorgen sich, ihren Haushalt richtig in Ordnung zu halten. Streßbelastung entstehe auch durch verweigerter Anerkennung der Leistungen im Haushalt. Dadurch komme es bei den Frauen zu Depressionen, psychosomatischen Störungen oder sogar zu Selbstmordabsichten. Ältere Mütter fühlen sich dagegen in ihrer Arbeit meist anerkannt.

Abgesehen von finanziellen Problemen sei der „Existenzstreß“ eine deutliche Belastung der Hausfrauen, ergaben die Untersuchung. Jüngere Frauen hätten ihre Rolle oftmals „satt“, wollten aussteigen oder gar Selbstmord begehen.

Zurück zu uns Planerinnen:

Die Ansatz-/Vorgehens-Diskussionen der letzten Zeit sind den meisten hier wohl bekannt. Ich erinnere an den Kongreß in Hamburg ‘Architektur der 90er Jahre: Fragen und Antworten’ (am 20./21.6.1986), bei dem die Wogen hochschlugen bei der Diskussion um Verena Dietrichs Gegenüberstellung von 2 Möglichkeiten Architektur zu machen:

‘klein, weich, rund, gesund, sozial, ... aber banal’

gegen

‘groß, hart, kantig, grantig, radikal, ... aber epochal’

Was ist wohl wem zuzuschreiben?

Der ‘gezähmten Architektin’ natürlich mit den zuerst genannten Eigenschaften ordnet sie dann noch folgende Planungsqualitäten zu: verantwortungsbewußt, nutzerorientiert, lebensnah, sinnvoll, funktional, der Aufgabe adäquat (die letzteren sind durchaus positiv gemeint; Verena Dietrich, Architektinnen, Ideen-Projekte-Bauten. Stuttgart 1986).

Das, was sie wünscht und den Künstlerinnen zuschreibt, nämlich, daß Frauen **„raumgreifender, freier, bewegter, dichter, direkter, unbekümmerter, frecher“** sein sollten, wurde in Hamburg leider nicht deutlich.

Mit platten Gegenüberstellungen kommen wir nicht weiter. Es gibt auch Männer, die ‘weich, sozial und banal diskutieren’. Was heißt denn ‘banal’? Nach dem Fremdwörterduden: ‘(in enttäuschender Weise) nichts Besonderes darstellend, bietend’. Was haben wir Frauen denn zu Hause schon Besonderes anzubieten als ‘platten Alltag’? Sollen wir denn da ‘gags’ reinbauen, nur um sichtbar zu werden? Für wen denn? Was enttäuscht wen? Nach den Daten, die ich oben zitiert habe, diskutieren wir hier nicht den Alltag von gut verdienenden Singles. Wir diskutieren die Realität

von uns Frauen: Eine 'neue Heimat, ein von oben besetztes Land' (Roland Günter in: arch+ 62, 6-9).

'Frauenarbeit als Zwangsarbeit', so Veronika Bennholt-Thomsen in:

Die Zukunft der Frauenarbeit und die Gewalt gegen Frauen im Sammelband Zukunft der Frauenarbeit, Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 9/10: Neue Verhältnisse in Technopatria, Köln 1983, 207-222):

„Die Kennzeichnung der Frauenarbeit soll deutlich machen, daß die Arbeiten, die wir Frauen in dieser Gesellschaft tun, weder frei gewählt werden, noch daß es sich dabei um spezifisch weibliche und noch viel weniger um besonders sinnvolle Tätigkeiten handelt. Der Zwangscharakter prägt die Hausarbeit und die weibliche Berufsarbeit gleichermaßen. Frauen werden von Geburt an zur Hausfrau gemacht: Das Kennzeichen der Hausfrau, nämlich einer Naturressource gleich für jegliche Art von Tätigkeiten unentgeltlich und niedrigst entgolten zur Verfügung zu stehen, wird Frauen aufgrund ihres Geschlechts diktiert und nicht etwa als eine spezifische Qualifikation erworben. Diese Zuschreibung geschieht in jedem einzelnen Fall und jedem historischen Abschnitt der kapitalistischen Entwicklung stets neu als konkrete Zurichtung der Frauen mit Hilfe gesellschaftlicher, zumal staatlicher Kontrollmechanismen und insbesondere dort, wo Frauen sich nicht beugen, mit Hilfe direkter, brutaler Gewalt. Die Hausfrau ist ein den Frauen in unserer Gesellschaft vorbehaltener, mit Gewalt aufgezwungener, niedriger sozialer Status. Es handelt sich dabei um ein kapitalistisches Arbeitsverhältnis, das umfassender ist als die Lohnarbeit. Lohnarbeit ist darin, wie ich im folgenden noch ausführen werde, als typisch hausfrauliches Lohnarbeitsverhältnis enthalten; es bedeutet zugleich aber eine extreme Beschränkung der Berufswahl, der Mobilität, insgesamt der Bewegungsfreiheit für Frauen. Mit anderen Worten, unsere Gesellschaft besteht aus Männern, die Arbeiter, Angestellte, Selbständige und Unternehmer sind und aus einer weiblichen Sklaven- oder Leibeigenenkaste, den Hausfrauen, die stofflich gesehen, genau die gleichen Tätigkeiten wie die Männer tun, nur eben in einer sklavenähnlichen Position, d. h. sie müssen mehr arbeiten, als die Männer und sie erhalten die schmutzigeren, unangenehmeren und stärker ermüdenden Arbeiten zugewiesen.“ (v. Bennholdt-Thomsen, a.a.O. 212)

„Mit anderen Worten, Frauen sind für ihr eigenes Überleben und das ihrer Kinder gezwungen, Erwerbsarbeit zu tun. Daß dem so ist, darauf weisen nicht zuletzt die steigenden Erwerbsquoten verheirateter Frauen hin. Diese Situation hat zweierlei zur Folge: Zum einen sind die Frauen gezwungen, immer mehr jedwedes Arbeitsverhältnis, das ihnen angeboten wird, zu akzeptieren. Zum anderen müssen wir Frauen mit zunehmender direkter Gewalt rechnen, da sich die Vormachtstellung der Mehrheit der Väter und Ehemänner immer weniger wird ökonomisch herstellen lassen. Auf diese Tendenz lassen schon die Meldungen der Tageszeitungen schließen, daß alle 110 Frauenhäuser in der BRD überfüllt sind (NW 22.1.83; FR. 27.12.82). Auch die Kriminalstatistik weist ein Anwachsen der Vergewaltigungen auf (FR. 23.4.83; Fiegl, S. 10).“ (v. Bennholdt-Thomsen, a.a.O. 218)

„Hausarbeit wird zur primären Orientierung des weiblichen Arbeitsvermögens, Beruf daher selten zum wesentlichen Element in der Lebensweise einer Frau“ (Ostner 1978, S. 198).

E. Beck-Gernsheim behauptet sogar, daß 'Berufe, die Frauen bevorzugt wählen, die am unteren Ende der Hierarchie der Berufe' lägen (1981, S. 83) Dies wiederum soll daran liegen, daß sich Frauen auf Gebrauchswerte hin orientieren und nicht auf Tauschwerte, d. h. sie wählen einen Beruf nicht nach der Höhe des Einkommens, sondern aufgrund der in ihm auszuführenden Tätigkeiten. Meine Gegenfrage wäre: Warum sind Frauen dann Lehrerinnen und nicht Professorinnen? In beiden Fällen handelt es sich um Berufe, wo mit

Personen umgegangen wird, wo gelehrt wird, wo Einfühlungsvermögen vonnöten ist usw. Oder: Warum sind Frauen Fließbandarbeiterinnen in der Elektro-Industrie und nicht Auto-mechanikerinnen? Es ist schwer einzusehen, warum das eine gebrauchtsorientierter sein sollte als das andere. Oder: Warum sind Frauen Krankenschwestern und nicht Chef-Ärztinnen? Schließlich: Warum sind Frauen Putzfrauen und nicht Chef-Köchinnen? “(v. Bennholdt-Thomsen; A:A:O. 211)

Dazu heißt es weiter:

„Meines Erachtens sind die subjektivistische Sicht im Ansatz vom weiblichen Arbeitsvermögen und dessen Fixierung auf die Inhalte der Tätigkeiten sowie deren zwanghafte Interpretation weiblicher Erwerbsarbeit als Hausarbeitstätigkeiten auf eine Verdrängung zurückzuführen; es ist die alltägliche Gewalt, die aus dem Bewußtsein verdrängt werden soll. Denn eines steht fest: Die Entscheidung liegt nicht bei den Frauen. Frauen wählen keine niedrig geachteten und entgoltenen Berufe, bloß weil sie so gebrauchswertorientiert sind, sondern die Berufe sind niedrig, weil sie von Frauen ausgeübt werden, bzw. weil sie niedrig sind, werden Frauen hier eingestellt. Mit anderen Worten: Frauen können ruhig Berufe wählen, und wenn es ihnen auch noch gelingen sollte, diese auszuüben, dann werden die Berufe in dem Maße, in dem die Zahl der Frauen in ihnen zunimmt, niedrig bezahlt und geachtet werden. Und anders herum: Frauen können niedrig geachtete und bezahlte Berufe wählen, denn diese wird es ihnen dann auch gelingen auszuüben. Mit andern Worten, jeder Versuch einer Analyse weiblicher Erwerbsarbeit muß darauf hinauslaufen, jene Mechanismen zu ermitteln, durch Frauen in der Weise gesellschaftlich erniedrigt werden, daß alle ihre Handlungen und zumal ihre Arbeit als niedrig gelten können. Deshalb geht es um die Frauen als soziale Person und als ganze Menschen und nicht nur um einen Aspekt ihre Lebensäußerungen.“ (v. Bennholdt-Thomsen, a.a.O. 211)

Das ist der „Bielefelder Ansatz“, der von Folgendem ausgeht:

„Wir hingegen glauben zu sehen, daß Frauen, anders als Männer, nicht Trägerinnen von Arbeitskraft sind, die sie frei verfügbar haben, sondern in höchst unfreier Form immer zugleich ihre Körperlichkeit, ihre Sexualität, d. h. ihre Weiblichkeit und damit sich als Trägerin samt Arbeitskraft verkaufen müssen, bzw. ihnen dies abgerungen wird. Es ist daher die Stellung der Frauen als ‘Unterworfenen’, als ‘Unfreie’ und nicht der Inhalt der weiblichen Arbeiten, die für die Analyse von Frauenerwerbstätigkeiten die entscheidende Rolle spielt.“ (v. Bennholdt-Thomsen, a.a.O. 208)

Wenn wir alle hier das nicht erlebten, wären wir nicht hier. Aber nehmen wir trotzdem einmal an:

Wir Frauen planen ...

‘verantwortungsbewußt, nutzerorientiert, lebensnah, sinnvoll, funktional, der Aufgabe adäquat’,

und was dabei entsteht, ist

‘raumgreifend, frei, bewegt, dicht, direkt, unbekümmert, frech’.

Es ermöglicht ein

**‘raumgreifendes, freies, bewegtes, dichtes, unbekümmertes, freches’
LEBEN.**

Wem? Ja, wem denn?

Für welche Welt planen wir Frauen? Für welche Welt wollen wir planen?

Frauen planen ...
Frauen planen für ...
Frauen planen für Frauen? Männer? Kinder?
Frauen planen für Menschen ...?!
Frauen planen für Ungeheuer? ungeheuer epochal? ungeheuerlich!

Ich bin parteilich. Ich rede hier als Frau mit Kindern, die Planung gelernt hat und sich beruflich auf Nebengeleisen bewegt, sich ihr Planungswissen zunutze macht, um Zustände zu benennen; ich mache sozusagen - alleine mit Leuten, vor allem jungen Leuten - Milieuanalysen, rede mit ihnen darüber, ich bin also fast eine 'Milieuthérapeutin', wenn wir den Menschen als befangen in seinem Milieu betrachten.

Ich sagte vorhin:

'Was nicht gesehen wird, kann nicht geändert werden'. Ich sagte auch: 'Eine neue (Subjekt-)Theorie ist noch nicht entworfen'.

Dazu möchte ich Claudia von Werlhof aus Bielefeld zitieren (aus ihrer Rede 'Geschlecht und Arbeit', 6.11.1986, zur Anhörung C3-Stelle 'Frauenforschung' an der Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld, in: taz 24.12.86, 20-23.):

Wahrlich, es kann nicht Hauptaufgabe der Frauenbewegung, auch nicht an der Uni, sein, einzelnen Frauen zu Professorenstellen zu verhelfen. Und insbesondere dann nicht, wenn diese Professorinnen dort nichts weiter tun, als uns zum Beispiel die *Sklenen-Arbeiten*, die uns die Männer wie Sauerbier anbieten, das sie selber nicht mehr wollen, als *neue Befreiung* zu verkaufen. Als hätten die Natur und die Liebe und die Subsistenz und die Kinder uns verstümmelt und erniedrigt, und nicht die Industrie und die Warenproduktion und der alltägliche Krieg mit Männern und Institutionen!

Wir brauchen (Claudia von Werlhof, leicht abgewandelt) eine „kräftige, realitätsbezogene, aussagefähige, weltzugewandte, offene, naturfreundliche, eine lachende Planung“, wenn überhaupt. “

Wir müssen soviel Kompetenz im Alltag haben, daß Planung, so wie sie jetzt ist, nicht mehr nötig ist.



**Straßen,
mit
und
ohne
Platz**



Inge Meta Hülbusch (1983)

Freiraumplanung von Frauen für Frauen - Freiraum von Frauen¹

„Einer von ihnen kommt zu mir herüber, er geht, indem er zu seiner Orientierung Blicke um sich wirft auf die unbeleuchteten Wände und den von Hinweisen auf die Entwicklungsgeschichte des Bauwerkes gezeichneten Fußboden, auf mich zu, bleibt stehen, hier bei mir, bei meinem Tisch, wirft noch einen Blick auf meinen Arbeitsplatz und dann einen auf mich, sieht mich also an und wünscht, daß ich ihm die Hand gebe. Er stellt sich sogar vor. Er ist der einzige, der das tut, und das habe ich ihm hoch angerechnet.

Dann sagte er: Sind Sie hier die Hausfrau? Ja, sagte ich, so kann man das wohl sagen. Er trat ein paar Schritte zurück und blieb dort stehen. Und während er sich noch umsah und allerlei zu entdecken schien, was für ihn von Bedeutung war, versuchte ich herauszufinden, woher der Eindruck kam, daß etwas mit seiner Haltung nicht stimmte. Wirklich es sah so aus, als lehne er schräg im Bild, umgeben von einem Rahmen, den der Durchgang zum herrschenden Halbdunkel von hinten beleuchtet, von einem Abglanz des gleißenden Lichts, das jetzt durch die herrschaftlichen Fenster ins Treppenhaus fallen mußte.

Einen sehr schönen Schirm haben Sie da, sagte ich zu ihm.

Dankbar hat er mich angesehen, als wäre der Schirm etwas, das zu ihm gehörte.

Der Schirm hatte, auch im Gegenlicht unverkennbar, einen Griff aus fein gearbeitetem Holz und nicht das, wonach unsereiner greift, wenn er vom Regen überrascht wird. Und er brauchte ihn ja auch nicht gegen den Regen, sondern um sich darauf zu stützen. Wie hätte er ohne eine solche Stütze diesen Eindruck erwecken sollen, den er nun einmal erweckte und wohl auch erwecken wollte, nämlich den, daß er schräg im Bild lehnte.

Jetzt richtete er sich auf, stand auf seinen beiden Beinen, was offensichtlich auch ging, und entfaltete den Schirm. Der war bedruckt, und ich konnte bald erkennen, womit. Es waren Buchstaben und ähnliche Dinge. Kaum hatte ich ihn mir richtig angesehen, da erwachte auch schon die Erinnerung an allerlei Formeln, mathematisch-philosophische Abkürzungen für dies und das oder alles und jedes, wenn man so will.

Das ist mein Werk, sagte er.

Ein Lebenswerk? fragte ich leise.

Ja, sagte er.

Das sieht man, sagte ich, voller Bewunderung. Oder wenn es nicht Bewunderung im eigentlichen Sinne war, dann doch wenigstens Anerkennung. Ein wahres Wunderwerk von einem Schirm, soviel stand fest. Viele von seinen Formeln kamen mir bekannt vor, als wären sie irgendwann im Laufe meiner Ausbildung einmal vorgekommen und dann mit schlechtem Gewissen wieder vergessen worden. Ich gehöre zu den Menschen, die vieles von dem vergessen, was in ihrer täglichen Praxis nicht vorkommt. Daran will ich jetzt nicht denken. Andere Formeln dagegen waren mit Sicherheit nie vorgekommen, was ich am Vorhandensein von gewissen mir ganz unbekannten Zeichen erkennen konnte. Es hätten gut und gern Gedanken aus einem anderen Fortbildungszweig sein können, aber ich glaube, daß es seine eigenen Schöpfungen waren.

Mein Gott, fuhr es mir durch den Kopf, wie leicht ist es, unsere unkontrollierbaren Erwartungen zu enttäuschen. Mit einem einzigen wortlosen Wink läßt sich das machen.

¹ aus: Frauen als Handelnde und Betroffene in der Stadt-, Regional- und Landschaftsplanung
Bericht über eine Tagung vom Juni 1983 in Kassel, GHK, FB 13, Arbeitsbericht 54. Kassel 1983

Anders dieser Mann mit dem Schirm. Nicht nur hatte er sich vorgestellt, als einziger unter vielen, jetzt hatte er auch noch ein Interesse daran, seinen Schirm zu entfalten. Er tat es ganz von sich aus und nicht etwa nur, um mir einen Gefallen zu tun.

Sollte ich so tun, als wäre mir die Bedeutung seiner Formeln klar, mitsamt Inhalt und interpersoneller Relevanz? Oder sollte ich bei der Wahrheit bleiben? In jedem Fall mußte ich mit Schwierigkeiten rechnen. Und wenn ich mich wirklich für die Wahrheit entscheiden wollte, wie ich wohl sollte, dann mußte ich allerlei Reserven mobilisieren, um den Anforderungen standzuhalten, denen ich mich gegenübersehen würde, sobald meine Ignoranz offenbar wurde. Aber wäre das im anderen Fall besser?

Ich bewundere Menschen, die in so jungen Jahren schon ein Lebenswerk vorzuweisen haben. Zwar macht er den Eindruck, als hätte er Schwierigkeiten mit der Entscheidung, was er als nächstes tun sollte. Aber das stört mich nicht.

Was mich betrifft, habe ich noch nicht einmal damit angefangen. Es ist gar nichts Vorweisbares da. Und alle Ansätze in dieser Richtung sind an dem Gedanken gescheitert, daß ich zunächst die Branche wechseln müßte.

Dagegen die Männer draußen im Saal, die sind über das Vorbereitungsstadium längst hinaus. Und sie können sich infolgedessen auch kaum vorstellen, daß es andern Leuten anders geht. Für sie ist, nachdem sie ihr Leben lang dazu angehalten worden sind, der Status quo ein Befähigungsnachweis und ein Hinweis auf die Richtung der Karriere. In diesem Licht stehe ich natürlich mit meinen Zulieferungsleistungen nicht gut da.

Und er? Wie er da so steht und in der linken Hand gedankenvoll seinen Schirm kreisen läßt, könnte es sogar sein, daß es ihm ganz lieb ist, wenn ich sein Formelwerk nicht bis in die letzten Verästelungen begreife. Ein angenehmer Gedanke.

Vielleicht sind alle meine Sorgen umsonst. Er klappte seinen Schirm zu und dann wieder auf, als wüßte er wirklich nicht, wie es weitergehen sollte. Und er stand auch wieder mehr auf einem Bein, so daß das andere frei war für die Bewegungen des Augenblicks.“

Das hat eine Frau geschrieben, die so alt ist wie ich: Mitte 40, Abitur 1957 in Bremen: Hanna Johansen, eine Frau aus meiner Parallelklasse, Germanistikstudium, Heirat, Kinder, Hausfrau, Übersetzerin; jetzt schreibt sie. Durch die Zeitung erfuhr ich es, durch Zufall entdeckte ich ihr Bild, Hanna Meyer heißt sie ja schon lange nicht mehr. Die anderen aus meinem Abiturjahrgang in Bremen - es waren etwa 50 Mädchen - bleiben stumm, nur ab und zu taucht (meist in einer Todesanzeige eines Elternteils) ein bekannter Name auf: Dr. I..., so hieß doch der Vater von Hedwig, guck mal, wie heißt sie denn jetzt? Ach, auch 3 Kinder hat sie, wie Du.

Ich weiß nicht, wie es Euch ging: ich jedenfalls träumte auch von einem Wunderwerk von einem Schirm, einem Lebenswerk, von eigenen Schöpfungen. Auch wir Mädchen des Abiturjahrgangs 1957 waren dazu angehalten worden, im jeweiligen Status quo einen Befähigungsnachweis und einen Hinweis auf die Richtung der Karriere zu sehen. Ich komme später noch darauf zurück.

Auch ich stehe in diesem Licht nicht gut da: Abitur, Umzug, Philologiestudium nach kurzer Zeit abgebrochen, Umzug, Gärtnerlehre, Umzug, Studium der Landespflege in Hannover, Umzug, Heirat, Kind, Abbruch des Studiums 'aus familiären Gründen' in den üblichen Anführungsstrichen, das Hochschulstudium hatte ich aber auch vorerst satt, Umzug, mein Mann - ein Studienkollege - baut seine berufliche Existenz - unsere ökonomische Existenz - auf, ich bin in kleinem Maßstab freiberuflich tätig - Hausgärten, wieder ein Kind, Umzug, wieder ein Kind, Ruhrgebiet - der ganze Ärger

mit den Immissionen und den ewig kranken Kindern, Umzug, zusammen mit Mann Planungsbüro in Bremen, Gasthörer an der Uni, Umzug, wieder Studentin, Examen (endlich!), kein Job, nichts drin in dieser 'amerikanisch besetzten Zone'.

Jetzt ist mein Mann Hochschullehrer und ich bin - freiberuflich - die ihre Rotation planende 'Planungsfraktionsassistentin' der Kasseler Grünen mit Einschüben von Jugendarbeit und Lehrauftrag. Ersetzt man das Studium durch Lehre oder Anlernen oder Arbeitsplatz, so ist das eine typische Frauenkarriere, auch mit den schnell vorübergehenden Möglichkeiten, in Zeiten der Hochkonjunktur mal wieder arbeiten zu dürfen / zu können. Der 'Umzug', der das meist erst möglich macht, bedeutet meist einen Umzug in eine andere Stadt, bei mir war es jedenfalls so: das heißt einpacken, auspacken, sich einrichten.

Seit unser ältestes Kind laufen kann, haben wir nur noch Parterre gewohnt, uns auf ebener Erde eingerichtet, mit einem Hof oder Garten, der einzusehen und zuzumachen war. Was sich da zwischen den einzelnen Umzügen jeweils entwickelt hat, war sicher kein 'Freiraum' an sich, aber wir konnten dort was machen. Die Kinder wollten spielen, ich wollte Zeit für mich. Also mußte es eine praktische, nicht unbedingte aber eine ideale Lösung geben.

Überlebensstrategie.

Die Planungserfahrungen kamen durch „Sich einrichten müßer“. Ein Oeuvre, ein (Lebens)Werk entsteht dabei nicht, jedenfalls nicht im klassischen Sinne, wie z. B. der Werkbund es verstand, bis vor ein paar Jahren (und einige Mitglieder immer noch). Wenn Bauen wirklich ein 'Prozeß' ist, gebührt den Frauen, als den Meisterinnen des Sich-Einrichten-Könnens, die Zuschreibung eines anderen Oeuvres, des Lebens-Werks an sich. Wir zeigen den Umgang mit den Dingen, ohne den die Dinge tot sind. Und ich meine, wir sollten diese Erfahrungen auch beschreiben. Das Schreiben beeinflusst das Bauen, gehört zum Prozeß.

Aber jetzt noch einmal zu Hanna Meyer alias Johansen, „Trocadero“, S. 61-63:

„Warum haben sie solche Fenster gemacht? Damit niemand hinaussieht?

Ich gehe jetzt nicht weiter nach unten, sondern treppauf, denn ich vermute, daß ich auf dem Hinweg an meinem Palmwedel vorbeigelaufen bin. Das kann passieren, wenn man mit den Gedanken nicht ganz bei der Sache ist. Aber bevor ich damit gerechnet habe, bin ich bereits oben in unserm Rittersaal angekommen, ohne meinen Bestimmungsort erreicht zu haben. Auch gut, sage ich mir. Ich bin nicht darauf angewiesen, daß alle meine Wünsche so, wie sie sind, erfüllt werden.

Wie ich nun mein Reich vor mir sehe, kniet ein nicht mehr ganz junger Mann vor meinem Tisch und wühlt in den Zeitungen, von denen ich die wichtigsten an dieser Stelle aufbewahre. Er sucht einen Brief, den er verloren hat. So sagt er.

Da ich erst ohne ein Wort vor ihm stehenbleibe und dann damit anfangen, die Zeitungen wieder einzusammeln, die er in seinem heftigen Verlangen nach Gründlichkeit weit über den Boden verstreut hat, verstärkt er den vorwurfsvollen Ausdruck seiner Kaumuskulatur und sagt, ohne sich nach mir umzudrehen:

Sie haben ja keine Ahnung, was von so einem Schreiben abhängt.

Ich mußte ihm recht geben.

Sehen Sie doch mal unter den Chrysanthemen nach, sagte ich dann. Das klang wie ein guter Rat. Und warum sollte das Schreiben, wenn es existierte, sich nicht im Saal finden lassen? Er stand auf, steckte im Gehen stumm seine Hände in die Hosentaschen und verschwand.

Als ich alle meine Papiere wieder aufgestapelt hatte, ging ich hinüber, um zu sehen, was aus der Sache geworden war.

Es schien nicht schlecht zu stehen. Er hatte den Brief in der Hand und gestikuliert. Die Sechsermannschaft stand um ihn herum. Sie gaben sich den Anschein, als ob sie alle unter einer Decke steckten, und es ist nicht auszuschließen, daß sie in der Tat eine Art von Zusammengehörigkeitsgefühl aufbrachten.

Ich frage mich, wie sie sonst leben. Haben sie zu Hause Frauen? Das ist gut möglich, denn man trifft sie nicht, solange die Männer sich auf dem Parkett bewegen. Wenn sie müde sind, verlassen sie das Feld der Tätigkeit und kehren dahin zurück, wo sie sich ausruhen wollen und wo andere Gesetze gelten. Diese Welt müßte ich aufsuchen, wenn ich ihre Frauen treffen wollte.

Ein andermal, sagte ich mir. Jetzt habe ich zu tun. Ich hob meine Schürze vom Boden auf und band sie mir um den Bauch, weil ich weitermachen wollte.

Sie sollten einmal versuchen, die Sache ganz anders zu sehen.

Das könnte von mir sein. Aber der das sagte, war einer von den Herren, die sich im Saal ein Wortgefecht lieferten. Er hatte sich in einer Pause vor mich hingestellt.

Mir scheint, Sie haben sich da in etwas verrannt, sagte er. Und wenn Sie sich eine positive Haltung angewöhnen könnten, sagte er, dann würden Sie sich als ein ganz anderer Mensch fühlen, wie neu geboren, fügte er noch hinzu. Und ganz zu schweigen von den Ergebnissen, sagte er. Sie wissen, daß wir Ergebnisse brauchen, und zwar bald, aber so wie Sie die Sache auffassen, sehe ich schwarz.

Ich weiß, daß ich kein erfreuliches Bild biete, sagte ich. Das kommt noch hinzu, sagte er. Dann hielt er einen Exkurs über das Thema, wie sehr ihm der Anblick einer Frau zu schaffen machte, die nicht locker, herzlich und entspannt an die Dinge heranging. Denn nur so, sagte er, kann man seine Aufgaben meistern und ihn, den Zuschauer wider Willen, aus seiner quälenden Situation erlösen.

Ich kann es nicht mit ansehen, sagte er. Ich leide.

Ja, sagte ich. Das tut mir leid.

Mir war deutlich, daß etwas an unserer Unterhaltung unbefriedigend bleiben mußte, aber ich wußte nicht recht, wie ich nach dieser Einsicht handeln sollte. Wahrscheinlich war es mein alter unüberwindlicher Wunsch, Mißverständnisse um jeden Preis zurechtzurücken, der mir wieder einmal in die Quere kam.

Deshalb sagte ich: Glauben Sie mir, ich bin wirklich mit einer positiven Haltung an das hier herangegangen, und sie ist sogar jetzt noch positiver, als sie bei einer realistischen Prüfung der Umstände sein dürfte. Ich gab mir Mühe, mich so auszudrücken, daß er mich verstehen konnte.

Ach, sagte er.

Ja, sagte ich, so ist das.

Dazu bemerkte er: Es fällt Ihnen wohl schwer, aus Erfahrungen etwas zu lernen.

Wie recht Sie haben, seufzte ich, erleichtert. Außer der Erscheinung hätte ich noch die Möglichkeit gehabt, mich gekränkt zu fühlen, aber das lag mir fern, denn er hatte recht. Aus den aktuellen Erfahrungen etwas zu lernen, das gehört zum Schwierigsten, was ich mir überhaupt vorstellen kann. Alles, was ich weiß und anwende, stammt aus uralten Begebenheiten. Muß man sich wundern, wenn ich mit einer solchen Praxis in Schwierigkeiten gerate? Andererseits, wenn ich ehrlich bin, dann glaube ich immer noch, daß sich mit meiner alten Zuversicht etwas ausrichten läßt. Woher würde ich sonst die Kraft nehmen, immer wieder durch dieses Gebäude zu wandern auf der Suche nach etwas, das ich brauchen könnte?

So, sagte er dann gutmütig, und jetzt gehen Sie noch einmal ganz von vorne an die Sache heran, mit einer neuen Einstellung. Das Wichtigste ist doch, daß auch Sie selber Freude dabei empfinden, nicht wahr? Eine Frau, die keine Freude empfindet, ist wirklich kein schöner Anblick.“

Eine Frau, die keine Freude empfindet, ist wirklich kein schöner Anblick. Eigentlich sollten wir jetzt schweigend nachdenken über den erfreulichen Anblick unserer erfolgreichen männlichen Kollegen, die positiv, locker, herzlich und entspannt an die Dinge herangehen.

Dazu fällt mir Katharina von Bora, die Frau Luthers, ein. Eine Bekannte in Thüringen, Schriftstellerin mit nur noch wenig Möglichkeiten zum Veröffentlichen, wollte jetzt im Lutherjahr ein Referat über eben diese Katharina halten, was von den Organisatoren der Tagung zuerst mit den Worten abgewehrt wurde: Was gibt es denn da zu erzählen, sie war doch glücklich, sie war doch mit Luther verheiratet. Wenn so etwas nicht bei uns auch (wieder) möglich wäre, würde ich es hier nicht erzählen.

Ich würde es hier auch nicht erzählen, wenn es mir nicht (hier) schon selber passiert wäre: was will sie denn, sie ist doch mit dem und dem verheiratet.

Passiert: noch kürzlich, 1983, 1982, 1981 Was ich damit sagen will, ist, daß Du Dich als Frau mit Mann niemals als Frau allein siehst, allein schon nicht, weil Dir die Umwelt dauernd diesen Mann als Spiegel vorhält. Du hast allein schon deswegen um Dich herum keinen 'Freiraum', sondern Du bist der Spiegel von jemanden. Du stellst was dar, man/frau könnte es den 'Mannraum' nennen. Um ehrlich zu sein, das ist keine Wortschöpfung von mir, sondern das Wort fiel vor genau einer Woche meinem Mann ein, nachdem wir uns nach heftigem Zank über diese Tagung wieder zu einer Kollegen/Kolleginnen-Diskussion durchgerungen hatten.

Also möchte ich hier nicht über frauengerechte, familiengerechte, jugendgerechte, kindergerechte Freiraumplanung reden, die den Lebensalltag von Familien mit Kindern und damit auch viele von uns hier entlastet, sondern über 'Freiraum von uns'.

Freiraum von Frauen, Freiraum von uns, was heißt das?

Der Artikel im vorletzten Spiegel (Heft 21/1983) über Karin Struck geht mir dabei durch den Kopf: daß Männer - Rezensenten - über Aufstieg und Fall der Karin Struck entschieden haben: es war nichts geschehen, nur gab es - lt. Christian Schultz-Gerstein (und hier ist es wichtig, daß ein Mann es geschrieben hat)

„an Karin Struck nichts mehr zu bemuttern, die Schutzlosigkeit ihrer Bücher verwandelte sich in den Männerphantasien nicht mehr in das Bild der schutzlosen jungen Frau, man konnte nicht mehr den Gönner und Retter spielen, denn Karin Struck war eine erfolgreiche Schriftstellerin geworden“.

Was heißt das für uns? Sie war eine Konkurrentin geworden, sie hatte aus ihrem Lebens-Werk ein Oeuvre - auch im klassischen Sinne - gemacht. Ich meine, wir müssen aufpassen davor, unsere Offenheit, unsere Unzufriedenheit, unsere Not, unser 'Ums-Leben-rennen' den Männern als Spiegel hinzuhalten als Antwort auf ihre Macht, wir müssen endlich anfangen mit dem Erobern.

Wir sind wirklich die Hälfte des Himmels, und wir müssen endlich anfangen, die Hälfte des Himmels zu sein. Das heißt: Wir sind von heute an nicht mehr 'objektiv' sondern 'subjektiv', wir sind handlungsfähig für unsere eigenen Interessen, wir lieben die anderen wie uns selbst. Alles abgedroschene Sätze, nur umgesetzt werden sie von uns nicht. Ich denke dabei an mich. Ich habe es mit angesehen, wie die Neue Heimat mich vermarktet hat mit meinem 'Außenhaus', ohne mich offensiv einzumischen, ohne zu sagen: nein, es gibt sozusagen ein Copyright, das 'Außenhaus' gilt nicht für Eure schäbigen Bauten, es geht um die Handlungsfähigkeit der Leute, die erreicht Ihr niemals mit Eurer Organisation, die wollt Ihr ja auch nicht. Das ist der

Nachteil, wenn man schreibt, man wird nicht bezahlt, aber vermarktet, das Einkommen ist nicht gesichert.

Wenn ich vor einigen Wochen in der Vorbereitungsgruppe sagte, daß Frauen - und seien sie noch so unterschiedlich - für Frauen besser planen können als Männer, so muß ich das hier differenzieren: ich meine, daß wir Frauen auch den Neid, den Haß, die Angst, aber auch das 'Bemuttern' und das 'Bemuttern-lassen' abbauen müssen, ehe wir über Planung für Frauen reden können. Das heißt, wir müssen zuerst Klarheit haben über den 'Freiraum von uns', über den Freiraum, den wir uns selbst zugestehen und nicht über den, der uns von anderen zugeteilt wird als 'Freiraum für uns'. 'Freiraum von uns' ist unser Freiraum.

- Du hast ein Kind
- Ich will keins
- Sie hat drei Kinder und versteht nicht, wieso frau ihr daraus einen Vorwurf macht
- Sie hat einen Mann, ich verstehe nicht, warum
- Sie läßt sich wegen ihrer Karriere nicht auf Bindungen ein, sie kann nicht einmal die Zuneigung eines Menschen entgegennehmen
- Du hast es leichter als ich, ich bin sauer deswegen.
- Du bist ja dumm, daß Du es Dir so schwer machst
- Du läßt dich von deinem Mann aushalten
- Du läßt dich von deinem Freund aushalten

Sind das wirklich unsere wichtigsten Probleme? Wenn ich eine Entscheidung getroffen habe, so ist das meine Entscheidung, die Dir kein Recht gibt, sie nicht ernst zu nehmen. Du kannst sie kritisieren, o. k., aber bitte nicht hinter meinem Rücken. Sonst bleibt es beim 'Mannraum'. Vielleicht könntest Du aber auch lernen, die Entscheidung zu akzeptieren als Teil meines So-Seins, das anders ist als Du. Sonst wäre die Folge, daß Du mir irgendwann mal sagen würdest, wie blöd ich bin, daß ich nicht auf Deine Hilfeangebote reagiere, d. h., Du würdest es nicht mir sagen, sondern Deiner Umgebung, weil Du mir ja nicht Partner, sondern 'Helfer' sein willst, nein, Partnerin und Helferin. Das doppelte Helfersyndrom, die Frau plant für die Frau. Anna Dorothea Brockmann veranstaltete in Bremen ein Arbeitsvorhaben: 'Weiblichkeit als Beruf: Frauen in der Sozialarbeit'. Wenn wir unser Frau-Sein so einsetzen wollen, haben wir nicht die richtige Ausbildung. Wir lernen neben dem Machen etwas Soziologie, die älteren von uns haben nicht einmal das gekonnt. Für unseren Berufsalltag fehlt uns jegliche Grundlage, es sei denn, wir haben sie uns dilettantisch zusammengestoppelt. Jegliche Selbsterfahrung, jegliche Supervision fehlt, nicht einmal die sog. 'Büroschulung' hat sich durchgesetzt. Der 'Architekt als Künstler', das ist auch so eine Sache, natürlich, sicher nicht ehrlicher, aber der soziale Anspruch ist nicht da, außer in dem Glauben, daß ein Kunstwerk an sich schon was Tolles für die Menschheit ist, ein Werk, ein Oeuvre.

Ihr denkt jetzt sicher: was soll das, das wissen wir doch. Wir wollen doch wissen, wie es weitergehen soll. Das weiß ich auch nicht. Aber ich weiß, daß es richtig war zu schreien: so geht es nicht weiter, nicht nur für Frauen, sondern überhaupt: Atomenergie, Luftverschmutzung, Lakaienarchitektur, Einsperrungen-Aussperrungen - wir haben jetzt die Schnauze voll. Aber damit stehe ich hier nicht allein, die meisten von Euch heute hier denken sicher wie ich, nur sind sie oft auf einem anderen Weg dazu gekommen.

Wir diskutieren hier nur einen Teilaspekt. Eine Frage: wer von Euch sagt mir denn, was frauengerechte Planung ist? Vor fünf Jahren, als ich 'Innenhaus und Außenhaus' schrieb, waren meine Kinder noch ziemlich klein, und ich konnte mir nichts Schöneres für mich vorstellen, als daß sie ungestört und vergnügt spielten und ich in der Zeit ungestört und vergnügt schrieb. Im Laufe der Zeit erweiterte sich das 'Außenhaus' zum 'Spielraum' und dann zum 'Streifraum' für die Kinder, sie lösten sich allmählich, meine Lebensumstände gleichen sich jetzt wieder stufenweise denen der Kinderlosen und Jüngeren unter Euch an.

Die Stadt gehört wieder mir. Ich freue mich darauf.

Fall 1:

Sicher haben viele von Euch den Stern vom 11. Mai d.J. gelesen. Eine Frau verkleidet sich in New York als Mann, um das Leben als Mann zu erforschen. Ihr Freund schärft ihr ein: „Wenn Du gehst, nimm Dir Zeit. Frauen haben es immer eilig; die bewegen sich immer so, als hätten sie ein bestimmtes Ziel, als bräuchten sie einen Grund, um da zu sein, wo sie gerade sind. Als Mann kannst du den Raum einfach einnehmen. Er gehört dir.“ „Plötzlich fiel mir auf, daß genau das der Tenor dieses Abends war: Alles war normal. Das Übliche - außer, daß sich das Übliche umgekehrt hatte. In meinem von Alkohol umnebelten Hirn konnte ich mir fast vorstellen, daß dies das Normale ist - unbemerkt eine nächtliche Straße entlanggehen, und zwar langsam, und dabei wissen, der Bürgersteig gehört dir ... Und ich konnte mir durchaus vorstellen, daß ich Gefallen daran finden würde.“

Fall 2:

Weser-Kurier vom 27.01.1981, ap-Meldung 'Tag und Nacht habe ich furchtbare Angst', sagt die 39-jährige Mutter von zwei Kindern. Sie ist eine der mehr als zwei Millionen Amerikaner, die wahrscheinlich unter einer extremen Form von Platzangst leiden und praktisch an Haus oder Wohnung gefesselt sind. Diese Platzangst besteht aus einer Fülle von Komponenten - wie die Angst, ins Freie zu gehen, auf Straßen und Plätzen zu laufen, sich in Restaurants zu setzen.

'Nur in ihren eigenen vier Wänden fühlen sich die Betroffenen sicher', sagt der Klinikchef und führt das Beispiel der Hausfrau und Mutter Jean an, die seit 10 Jahren an Platzangst leidet.

'Mein Bewegungskreis wurde ständig kleiner und endete schließlich beim Gang zum Briefkasten, bis ich dann nur noch im Haus blieb', erzählt sie. 'Ich glaubte, verrückt zu werden.' Zumeist Frauen lassen sich wegen Platzangst behandeln, in der Pittsburgher Klinik stellen sie im Durchschnitt 75 bis 80 Prozent der Patienten.

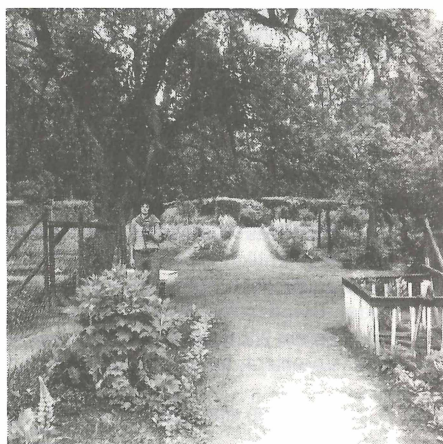
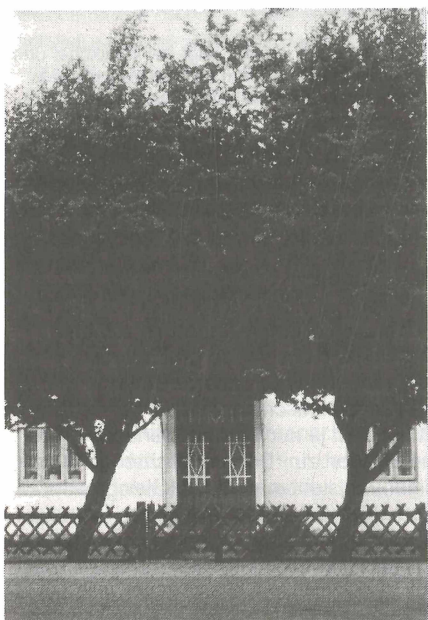
Bei der Behandlung in der Klinik werden die Platzangstpatienten solange mit Situationen konfrontiert, denen sie immer wieder ausgewichen waren, bis sie fähig sind, selbst mit ihnen fertig zu werden.

Welche Konsequenzen hat das für uns Planerinnen?

Halten wir den Anspruch aufrecht, ein therapeutisches Milieu zu schaffen, d. h. als Sozialarbeiterinnen tätig zu sein, müssen wir herausfordernde Angebote schaffen, die die Ängste überwinden helfen, sie womöglich gar nicht erst so groß werden lassen. Die Gründe für diese Ängste liegen sicher außerhalb unseres Einflußbereiches. Das 'repräsentative' Verhalten, das schon Gleichmann 1963 bei Benutzern öffentlicher Grünanlagen festgestellt hat, trifft ja auch für die Benutzung von anderen Einrichtungen, wie Kaufhäusern und Straßen zu. 'Den verpflichtenden Charakter, den das Sich-in-der-Öffentlichkeit-Zeigen hat, liebt man nicht' (Gleichmann). Vergleichen wir das mit der Frau aus New York: hier wie dort ist von einem Grund, einer Verpflichtung, die gezeigt werden muß, die Rede.

„... im Garten sitzt man ungestört, im Park muß man immer korrekt angezogen sein“ (Gleichmann).

So sind wir wieder beim Außenhaus, beim Garten angelangt.



Inge Meta Hülbusch

Die ideale Assistentin¹

Mehr Frauen auf die Lehrstühle!

Doch welcher Mann ist bereit, Gehilfe (s)einer Frau zu werden?

Als ich Anfang bis Mitte der sechziger Jahre in Hannover Landespflege studierte, war der Frauenanteil der Studenten bereits relativ hoch. Doch eine „Karriere“ hat meines Wissens bis jetzt keine Frau aus diesen Jahrgangsstufen gemacht. Woran liegt das? Vom Alter her müßten wir Mittvierzigerinnen jetzt eigentlich „dran“ sein. Dazu ein paar Bemerkungen.

In Landschaftsplanung, Vegetationskunde und Naturschutz war uns Frauen der Zugang zum Außendienst damals verwehrt. Frauen würden nicht genommen, hieß es, als ich mich für Kartierarbeiten im Hamme-Wümme-Raum bei der Bundesanstalt für Vegetationskunde in Stolzenau bewarb, sie könnten im Gelände vergewaltigt werden.

Also arbeitete ich als Praktikantin an der Hochschule in Versailles - und wurde auf dem Weg zum Studentinnenheim prompt überfallen. Nur meine gute Kondition halfen mir und der Einsatz meiner Stöckelschuhe - die hätte ich natürlich an der Wümme nicht angezogen.

Ein Jahr später arbeitete ich für den niedersächsischen Naturschutz auch „draußer“, allerdings unter männlichem „Schutz“. Was sich dabei nicht einstellte, war das Bewußtsein, selbständig einen Auftrag durchzuführen.

„Du bist eine ideale Assistentin“, hörte ich schon in meiner Lehrzeit als Staudengärtnerin (damals brauchten wir noch den Gesellenbrief fürs Studium). Daß ich selbständige Gartenarchitektin und Planerin werden wollte, kam meinen Kollegen erst gar nicht in den Sinn. Sie hatten die Rolle, die uns Frauen zugewiesen wird, schon richtig begriffen. Was mich erstaunt, ist die Hartnäckigkeit, mit der vieles dann in mir hängen blieb.

Wenn ich im Studium meine Einsichten und Ansichten soweit neutralisieren sollte, bis sie hochschulfähig waren, hatte ich Schwierigkeiten. „Wieso sagen Sie als Professor für Landschaftsplanung nichts gegen das Gutachten Ihres Kollegen X“, hätte ich am liebsten gefragt. Statt dessen hörte ich mich sagen: „Aber die Leute im Planungsgebiet wollen doch Grünlandbauern bleiben ...“ Dann schwieg ich.

Als ich Anfang der siebziger Jahre mein Studium, das ich wegen der Kinder unterbrochen hatte, wieder aufnehmen wollte, meinte der „beratende Herr“ in Hannover, ein ehemaliger Studienkollege: „Aber du hast doch 3 Kinder!“ Als ob das nicht meine Sache wäre und außerdem - was spricht gegen die Erfahrung mit Kindern als Voraussetzung für die Freiraumplanung? Hätte man zu mir gesagt: Das, was du zu sagen hast, stimmt nicht, ist antiquiert, ich hätte es begriffen - oder gekämpft.

„Kunst kommt von Können“, lernten wir in Hannover, „käme es von Wollen, hieße es Wulst“. So einfach sah das ein professoraler Gartenarchitekt. Aber warum werden wir Frauen selten gefragt, was wir können? Warum sagt man uns immer nur, daß

¹ aus: Garten und Landschaft, 1985, Heft 6: 30-32. München

man uns will oder (meist) nicht will? Eine neuere Studie aus Bielefeld stellt fest, daß Frauen in gehobenen Positionen nicht erwünscht sind. Auch an den „fortschrittlicher“ Ausbildungsstätten ist das nicht anders. Vor einigen Jahren stand in Kassel eine Architektin in der Berufsliste an erster Stelle. Trotz hervorragender Gutachten wurde sie nicht Professorin: Sie hatte immer nur kleine Häuser gebaut, keine Landeszentralbank zum Beispiel. Und es hätte ja sein können, daß diese Frau zuviel Energie in die „kleinen Leute“, in die jungen Leute, investiert hätte. „Mütterliche Lehrweise“ - dies Kompliment machte mir zum Beispiel ein Kasseler Planungssoziologe - qualifiziert nicht. Was zählt, ist das „große“ und „künstlerische“ Werk für „große“ Leute - das oeuvre. Auch bei Landschaftsarchitekten. Oder gehört unser Beruf etwa auch zu denjenigen, die an Sozialprestige verlieren, wenn sie von Frauen „unterwandert“ werden?

Uns Frauen gehören die helfenden Positionen, heißt es, wobei wir wieder bei der Assistentin wären. Nur, welcher Mann mit oeuvre will eine Assistentin, die ihm vielleicht zu verstehen gibt, daß das, was er da macht, „Lakaaienarchitektur“ ist, die keinen Raum läßt für die Produktivität der Benutzer?

Als ich vor Jahren schrieb, daß der „umbaute und soziale Raum“ - das „Innenhaus und Außenhaus“ - durch Produktion definiert sind, durch Arbeit, Frauenarbeit, reagierte die Fachöffentlichkeit ziemlich hilflos. Was sagte man mir doch Berlin, als ich zur Eröffnung der „Außenhaus“-Ausstellung davon sprach, daß es das Wesen der Lakaaienarchitektur sei, dem Auftraggeber dienstbar zu sein? Man würde mich nicht wieder einladen.

Ich habe mit angesehen, wie die *Neue Heimat* meinen Begriff „Außenhaus“ vermarktet hat. Ich habe mich nicht gewehrt und nicht gesagt: 'Das Außenhaus gilt nicht in Eurem Sinn. Mir geht es um die Handlungsfähigkeit der Leute, die Ihr mit Eurer Organisation nicht erreicht'. Was bleibt? Ich bin - wie viele meiner ehemaligen Mitstudentinnen - mit einem Kollegen verheiratet, der wie viele mit Kolleginnen verheiratete Kollegen Karriere macht. Wollten wir Assistentinnen uns selber um eine Professorenstelle bewerben, dürften wir nicht Ehefrau sein. Das wäre den anderen Kollegen gegenüber unfein. Geschieden, das ist das mindeste. Am besten: Mann. Mann mit oeuvre.



Auch ein Streifraum



Vorplatz im Bauern-Hof und beim Bremer Reihenhaushaus



Inge Meta Hülbusch -1986-

Vorsicht! Versuchsgelände! ¹

Variationen über ein Thema von Barbara Sichtermann: Die Frau beim Grübeln auf eigene Faust - oder: Wie der Mann von der Bürde der Bedeutung entlastet wird.

Ich weiß nicht, wie es Euch so ging:

diese Tagung rückte näher, meine Gedanken waren weg. Einigen von Euch habe ich es am Telefon gesagt: alles war weg. Wenn ich versuchte, das Thema einzukreisen: meine Gedanken liefen weg. Es war nicht zu fassen.

Voller Hilflosigkeit und Wut konnte ich bei „Bauen und Landschaft“ immer nur an Atomkraftwerke denken, an die vielen Dias, die ich habe: Brunsbüttel, Brokdorf im Bau, Brokdorf von der Fähre aus im Abendlicht, Grafenrheinfeld, Biblis, Kahl, unse-
ren heiß bekämpften, wieder aktuellen Standort Borken bei Kassel, unsere Stell-
wände, unsere Demos, unsere Veranstaltungen, unseren Kampf.

Alles für die Katz!

Immer, wenn es regnete, heftig regnete, gingen mir die umstrittenen Beobachtungen des Korvettenkapitäns Jäckel durch den Kopf, hier aus der Umgebung Hamburgs, aus Wedel: aha, dachte ich mir, erst die Trockenheit, dann der Reaktionsregen. Wie sind eigentlich die Strahlungsfelder um die Atomanlagen, wie reagieren die Uranerzlagerstätten, was ist mit dem Waldsterben?

Verflixt, ich will nicht, daß es stimmt!

Dieses „Versuchsgelände“, das ich als Thema angegeben hatte, sollte doch ein ganz anderes sein, etwas Konstruktives, Zukunftsträchtiges. Das „Vorsicht!“ sollte nicht uns Frauen gelten, sondern alles das, was wir auf eigene Faust - für unser Überleben bauen, leben, vor Zerstörung schützen.

Und nun?

„Die Reaktionen der Behörden auf das Atom sind wie zur Nazizeit“, sagte mir ein Bekannter, der mit den Abraumhalden der Munitionsfabriken aus dem Dritten Reich zu tun hat. Aus dem „Versuchsgelände“ ist ein riesiger Transferversuch geworden - Dörfer, die noch vor kurzem ein spannendes Beispiel für dörfliche Sozialisation und Produktion waren, werden jetzt im gut bezahlten Langzeitversuch auf die Wirkung von Radioaktivität untersucht: statt glücklicher Menschen strahlende Menschen, statt glücklicher Kühe ... Europa - eine Sondermülldeponie.

Mir fallen unsere Warnungen und Lieder vor 10 Jahren ein:

Brokdorf, Wyhl, Kalkar, Borken

Wes Brot ich eß, des Lied ich sing ...

Viele meiner Mitstreiterinnen und Mitstreiter haben mit mehr oder weniger Erfolg versucht, sich auf eigene Beine zu stellen, ihr Brot selber zu produzieren: Selbstversorgung hieß das Motto. Eine von uns hier sagte neulich: Unser Gärtchen haben wir doch alle ... Unser Gärtchen über den Altlasten, mit den Altlasten.

¹ Vortragsmanuskript 18.06.1986

Den Werbeslogan der Energiekonzerne „Strom kommt aus der Steckdose“ können wir jetzt modifizieren: „Das Essen kommt vom Teller“.

Die kommerzielle Ausbeutung der Landschaft, der natürlichen Hilfsquellen, hat dazu geführt, daß wir Frauen - immer noch (trotz Berufstätigkeit) die Hüterinnen des Hauses und des Herdes - auch hier die Altlasten verwalten müssen: Was bringen wir denn wie und woher auf den Teller?

Ich bin Landschaftsplanerin. Landschaft. Einige Assoziationen: Mondlandschaft, Fruchtlandschaft, Ackerlandschaft, Landschaftspark, Parklandschaft, WohnlandschaftLand, Landwirtschaft, ländlich, Neuland, Seeland, Ameland, Landebahn.... Niemandsland. Gelände, Versuchsgelände

Vorsicht! Versuchsgelände!

So formulierte Barbara Sichtermann 1985 in ihrer Dankesrede für den Jean Amery-Preis die Angst der Frauen vor dem Neuland, das sie betreten, wenn sie sich an die Öffentlichkeit trauen mit nichts anderem als ihrer persönlichen Sicht der Dinge:

„Die feministische Grübelelei auf eigene Faust, die nicht einem Projekt, einer Studie oder einer Vorlesungsreihe gewidmete, sondern allein der persönlichen Stellung- und Parteinahme verpflichtete Wortmeldung ist ... selten....

... wer sich an die Öffentlichkeit traut mit nichts anderem als seiner persönlichen Sicht der Dinge, verläßt sich ja darauf, daß das Publikum ihm zuhört, weil er ist, der er ist. Frauen haben ein solches herzhaftes Vertrauen in die Reichweite ihrer persönlichen Ausstrahlung meist nicht. Etwas ganz anderes ist es, wenn sie sich als Teil, als Glied, als Vertreterin einer Institution, wie beispielsweise einer Universität, einer Forschungsgruppe oder einer Zeitschriftenredaktion äußern. Die Institution, das Kollektiv mit ihren jeweiligen Gepflogenheiten, ihren Regeln und ihrer Reputation stehen ihnen bei und bieten Schutz, der öffentliche Auftritt unterm Schirm einer solchen Superstruktur ist weniger personalisierend....

...Man hört ihnen (den Frauen, d. V.), wenn sie ohne eine institutionelle Legitimation drauflosreden, normalerweise nicht zu. Frauen werden, wenn sie im eigenen Namen das Wort ergreifen, seltener, schlechter, ungenauer und fragmentarischer gehört als Männer.“

Die linguistische Forschung - ich nenne hier Senta Trömel-Plötz - hat bestätigt, daß Männer es hervorragend verstehen, sich die Bälle zuzuspielen.

Können wir Frauen das eigentlich auch? Sind wir stark genug, um deutlich/öffentlich zu machen: der Mann in der Runde ist für uns Luft?

Vor ein paar Tagen saß ich mit ein paar Frauen nach einem Kolloquium des wissenschaftlichen Zentrums für Berufsforschung an der GhK (Frau / man merke hier die Bedeutung) in einer Gartenkneipe, als an unseren Tisch ein in Kassel bekannter Fotograf kam, um einer von uns ein paar Fotos zu geben. Unser Gespräch, das sich um Fragen des Berufseinstiegs, der Identifikation, des Ansammelns eines breiten Fachwissens und um Fragen der Konkurrenz gedreht hatte, wurde irritiert. Es war nicht so, daß der Mann hofiert wurde, das auch etwas, allerdings; er wurde ein bißchen abwesend, abweisend, wie ein Kind behandelt: er störte.

Und das bei einem Thema, das nicht primär weibliche Sozialisation betraf, sondern einzubringendes Wissen aus früher ausgeübten Berufen.

Wir Frauen, alle gestandenen Alters, verheiratet, geschieden, ledig, aus verschiedenen Berufen wie Sozialwesen, Psychologie, Kunst, Philosophie, Planung, waren nicht so frei, den Mann ohne Aufhebens einzubeziehen oder einfach zu übersehen, als er sich zu uns setzte, um ein Bier zu trinken.

Aber wir haben ihn eben auch taxiert, ihn angesehen: wie ist er? Ist er schön? Ist er interessant? Gut, das hatte sogar etwas mit unserer Autonomie zu tun, vorausgesetzt, wir verstehen darunter die Freiheit, die Augen aufzumachen, eine für uns Planerinnen ja besonders wichtige Fähigkeit.

Die zwei Ebenen, die sich hier durchdringen, sind unsere historische Abhängigkeit von der Männerwelt, auch oder besonders durch die Sexualität, und das neue/alte Bewußtsein, unseren eigenen Weg in Freiheit gehen zu können.

Das Gespräch kam dann, ohne den Mann, automatisch auf das Problem, daß Frauen andere Frauen - Kolleginnen - verraten, wenn sie sich dadurch die Zuwendung eines von ihnen geliebten / begehrten Mannes sichern können. Es wurden zahllose aktuelle Beispiele bis auf den höchsten landespolitischen Ebenen benannt. Wir Frauen „wissen“ so etwas ja.

Anders die Männer:

„Es hat in meinem Leben keinen Menschen gegeben, der mir wichtiger war als der Beruf“, so ein Schauspieler im „Stern“.

Der Nachsatz:

„Meine Kraft hat nicht gereicht für beides. Wer so zart und schüchtern war wie ich, der mußte sich entscheiden- Und so bin ich halt mein Leben lang Einzelkind geblieben.“

Gut, da gibt es sicher auch bei beiden Geschlechtern beide Versionen. Aber bei den unvorbereiteten schnellen Karrieren, die wir Frauen z. T. in letzter Zeit machen, aufgrund von Förderplänen, Quotierungen usw. usw., spielt sicher die Beziehung, das Gefördertwerden eine große Rolle; die Intrige ist ja auch eine Fertigkeit, die wir historisch beherrschen. Barbara Sichtermann zu dieser Frauenfähigkeit :

„Ihre jahrhundertelange Bedeutungslosigkeit, das Amt der subversiven Kritik der Bedeutung, das ihnen auferlegt war, haben ihren Blick für Blößen geschärft - und seien es die des Kaisers.“

Das ist das Gelände, das uns vertraut ist, wenn es um unser Verhältnis zu Männern geht. Das ist kein Niemandsland, wir sind damit vertraut durch Normen und Rituale. Das Betreten ist erwünscht, wie hier auf dieser Tagung: wir geben den Frauen das Wort, großzügiges, kluges Angebot eines Mannes, einer Institution, das das Ansehen, die Bedeutung dieses Mannes, dieser Institution erhöht. Dieses Gelände kann relativ sicher betreten werden. Wir sind dabei.

Das Versuchsgelände liegt woanders, ist „vermintes Niemandsland“. Diesen Begriff fand ich bei der Einleitung zur Untersuchung über den Zusammenhang von Radioaktivität und Waldsterben von Günther Reichelt und Roland Kollert.

„Vorsicht! Betreten auf eigene Gefahr!“

Nein, nicht Lebensgefahr! Ich meine jetzt nicht die Radioaktivität. Die Gefahr, da zu sein. Ein schwieriges Unterfangen: da sein, präsent sein, sichtbar sein, auf dem Gelände sein, Land gewinnen, landen, anlanden, Fuß fassen ...

Aber es ist nicht unser Land, es ist bis jetzt nur ein Versuchsgelände, auf das die Männerwelt keinen Anspruch erhebt.

Also zwei Terrains, eins, auf dem wir erwünscht sind, weil es der Zeitgeist erfordert, das aber jederzeit kündbar ist, wenn Mann uns nicht mehr dabeihaben will.

Das andere, sozusagen in Erbpacht, ein Stück Wüste, Niemandsland, voller Altlasten, das wir zu einer Fruchtlandschaft machen können.

Vieles von dem, was hier auf der Tagung diskutiert wird, kann Baustein sein für diese Landschaft, ich sage: kann; denn die grundsätzliche Frage bleibt, wie dieses Da-sein, dieses Überleben erreicht werden kann. Wir Frauen haben in unserer Geschichte gelernt, offen zu sein, uns nicht festzulegen. Barbara Sichtermann:

„An diesem meinem Scheitern bei dem Versuch, mich nicht festzulegen, habe ich lernen können, wie die Zeitgeschichte unsereinen nach ihrer Pfeife schreiben läßt, wie sie Themen, wenn nicht vorgibt, so doch mit einem Index versieht, wie sie Gedanken gleichermaßen fernlenkt und immer wieder in ihre Anliegen und Prospekte einmünden läßt.“

Sich festlegen aufs Überleben, aufs Da-Sein heißt, sich besinnen auf sich selbst, heißt, präzise die Vorgaben und den Index zu erkennen und zu benennen. Es wäre vermessen zu behaupten, wir könnten die Fernlenkung der Gedanken, die Hilflosigkeit, das Ausgeliefertsein so einfach aufheben.

Das hat die Reaktorkatastrophe endgültig bewiesen.

Aber wir können die Handlungsfähigkeit einüben. Dazu Christel Neusüß in ihrem Durchgang durchs „Kapital“: „Und die Frauen? Tun die denn nichts? - Oder: Was meine Mutter zu Marx sagt “:

„Und dann erst die Sache mit der Brust, dem Bauch, der Gebärmutter. Aber das sollen die Frauen, die Kinder haben, selbst erzählen, die haben da Erfahrung, ich käm da leicht ins spekulieren. Eins kann ich allerdings versichern. Auf die schönen Gefühle unterhalb meines Bauchnabels möchte ich auch bei meiner Kopfarbeit nicht verzichten. Neulich zum Beispiel: Ich sollte fürs Fernsehen einen dreiminütigen Spot machen über die Neue Heimat. Vor sowas hab ich Angst. Bin ja schließlich gewöhnt, ausführlich meine Gedanken und die damit verbundenen Gefühle - aber die sind bei Marx auch vergessen, bei mir sind sie allerdings nie ganz weg, ich bin zum Beispiel einfach wütend auf die Neue Heimat -. Ich sollte also mal kurz was Treffendes sagen. Ich hatte so eine Angst, oben im Hals klemmte es, ich hatte das Gefühl, weiter unten ist nichts mehr. Da habe ich Kopfarbeit geleistet, hab gesagt, Christel, laß deinen Kopf nicht allein, da kriegt der Angst, verbiß nicht, daß weiter unten auch noch einiges ist Mach nicht im Hals zu. Und tatsächlich, die Kopfarbeit war von Erfolg, ich war ganz da, und es ging prima, nein, nicht liebevoll zur Neuen Heimat hin, durchaus zornig und präzise. Leider wurde mein schöner Auftritt nicht gezeigt. War die Zeit zu knapp ... Es war wirklich eine Kooperation zwischen meinen verschiedenen Naturkräften“

Wir alle, auch wir Frauen, haben in den letzten Jahrhunderten gelernt, daß der „Reichtum der Nationen in einer ungeheuren Warenansammlung“ besteht (Christel Neusüß), daran haben auch die paar Andersdenkenden nichts geändert. Wir haben das, glaub ich, immer noch verinnerlicht.

Wie könnten wir sonst zulassen, daß die Atomindustrie weiterhin so mächtig bleibt, daß das Wohnen in den Obergeschossen von Hochhäusern für Kinder immer noch zugelassen ist, daß die Polizei zum Wächter dieser ungeheuren Warenansammlung bestimmt ist? Das, was uns in den letzten Jahrhunderten als Lebensraum zugewiesen worden ist - das Haus, die Wohnung - ist zum Käfig, vielleicht zum Sarg geworden.

Wir sind immer noch beim erstgenannten Schritt, beim Dabei-Sein. Dieser Schritt ist sicher wichtig.

Das Dabei-Sein dürfte aber - außer daß es natürlich auch Spaß macht - nur zur Da-Seins-Sicherung genutzt werden - das sind wir den Frauen vergangener Generationen schuldig, die so lange ohne Ämter, ohne Bedeutung das Überleben gesichert haben..



Fotos:

Helmut Böse-Vetter : S.10 (unten), S. 29, S. 32, S.40, S. 70, S. 78,
S.86 (re.ob. u. Mitte), S. 88, S.89 (oben), S.94 (oben), S.95

Sigrid Böse: S.36,

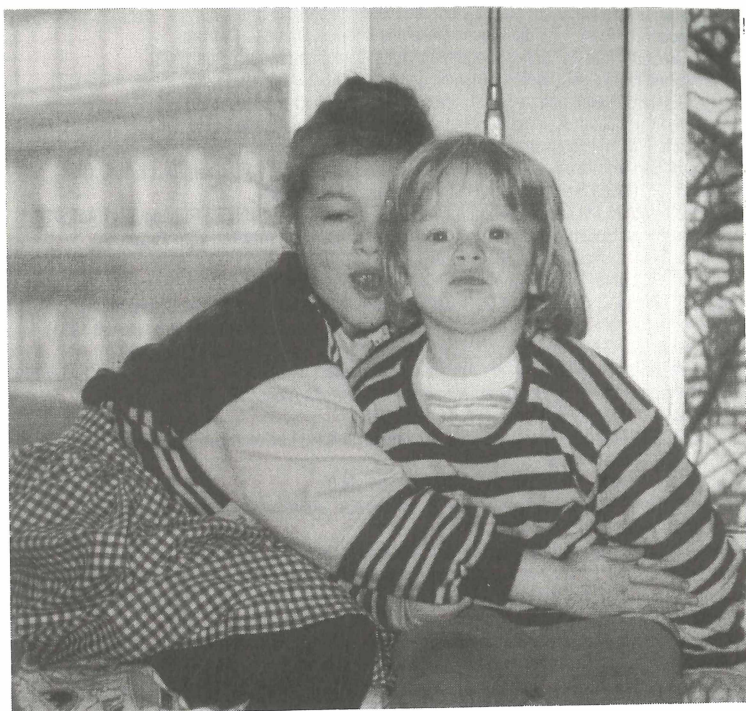
Katharina Hülbusch: S.1,

Inge Meta Hülbusch: S.7 , S.8 , S.60, S. 86 (links ob. u. unt.)

Karl Heinrich Hülbusch: S.60, S.89 (unt.), S.94 (unten)

Jürgen Knittel: S. 10 (oben)

Ingrid Pilz: S. 86 (unt. re.)



Gruß und Kuß von Isabelle und Aileen

Notizbücher der Kasseler Schule

- Nr. 1 Scholz, Norbert. Über den Umgang mit Bäumen -(1.Aufl.1985; 2.Aufl.88; 3.Aufl.91)
- Nr. 2 Krautern mit Unkraut. Mit Arbeiten von: Auerswald, B.; Bartung, L., Fahrmeier, P., Hülbusch, K. H.; Lührs, H.; Müller, H.-U.; Sauerwein, B. (1. Aufl. der AG: 1986; 2.Aufl. 1989)
- Nr. 3 Sammeln und Säen. Mit Arbeiten von: Auerswald, B.; Fahrmeier, P., (1.Aufl.1987; 2.Aufl.91)
- Nr. 4 Krah, G., 'Mini-Kienast' Synthetische Übersicht der Stadtvegetation Kessels. (1.Aufl.1987)
- Nr. 5 Bartung, L., Ein alter Hut: Die bio-ökologische Stadtgrünpflege.(1987,2.Aufl.1993)
- Nr. 6 Stolzenburg, J. u. Vetter, C. A. Disziplingeschichte der Freiraumplanung 1960-80. Stolzenburg, J. Landschaftsbildanalyse (1988, 2.Aufl.1993)
- Nr. 7 Krah, G., Träume von Säumen. Gimbel, G. u. Hennen, R. Kasseler Kalkschotterdecken (1.Aufl.1988, 2.Aufl.1992)
- Nr. 8 Harenburg, B., Mietergärten - Sind Zufälle planbar ? (1.Aufl.1988, 2.Aufl.1992)
- Nr. 9 Der Praxisschock- Von fertigen Unwegen und unfertigen Wegen. (1.Aufl. 1988)
- Nr. 10 Böse-Vetter, H. (Red) Nachlese Freiraumplanung (1.Aufl. 1989; 2.Aufl. 1991)
- Nr. 11 Sauerwein, B. Die Vegetation der Stadt. Ein freiraumplanerisch wertender Literaturführer (1.Aufl. 1989; 2. Aufl. 1990)
- Nr. 12 Heinemann, G. u. Pommerening, K., Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume. (1. Aufl. der AG: 1989, 2.Aufl. 1994)
- Nr. 13 Stolzenburg, J. Grünlandwirtschaft und Naturschutz in der hessischen Rhön (1.Aufl.1985)
- Nr. 14 Sauerwein, B. Stadtvegetation. Kritische Bibliographie. (1.Aufl.1989)
- Nr. 15 Schneider, G. Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege. (1.Aufl.1989)
- Nr. 16 Steinhäuser, U. Plänen für die Wechselfälle des Lebens. Dams, C. Die 'produktive Bedürftigkeit' der angestregten Junggesellenkultur.(1990, 2.Aufl.1993)
- Nr. 17 Pflege ohne Hacke und Herbizid. (1.Aufl. der AG: 1990, 2. Aufl. 1997)
- Nr. 18 Hard, G., Hard-Ware. und andere Texte von Gerhard Hard . (1.Aufl.1990)
- Nr. 19 Frenken, P. u. Kölzer, A., Was hat Martha Muchow mit Astrid Lindgren zu tun? ; Hülbusch, I. M. u. Hülbusch, K.H. Freiraum an Schulen . (1.Aufl.1990)
- Nr. 20 Ein Stück Landschaft - Auszüge u.Beispiele v.Kompaktseminar Miltenberg/M. (1.Aufl. 1991)
- Nr. 21 Weiland, Th. (Red.) Sommer 89 - "Prüfungsreden". (1.Aufl.1991)
- Nr. 22 Der ideale - Wurf. Mit Arbeiten von: Schwarze,B., Trust,H., Helmrich,B.; Rühling,S. (1.Aufl.91)
- Nr. 23 Von Haustür zu Haustür - Morphologie und Organisation- Mit Arbeiten von: Braun,U., Linne,K., Harenburg,B., Mehli, R., Wannags,I. (1.Aufl.1991)
- Nr. 24 Grundler, H., Lührs, H., Stolzenburg, J., Der Landschaftsplan für die Stadt. Brookhuis,N., Horst,A.W., Möller,R., Ring,W., Steinhäuser,U., Trust,M.: Grünplanung im Gefolge der Stadtplanung. (1.Aufl.1992)
- Nr. 25 Böse-Vetter, H. u. Hülbusch, I. M. (Red.) Worpswede und umzu. Hof und Haus (1.Aufl.1991)
- Nr. 26 Reise oder Tour ? Mit Arbeiten von: Appel, A.; Mehli, R.; Scheidel, W.,. (1.Aufl. 1992)
- Nr. 27 Vom Straßenrand zur Bordüre. Mit Arbeiten v.on: Lucks,Th.; Lührs,H.; Meermeier,D. (1.Aufl.1993)
- Nr. 28 Die 'freie Landschaft'. Mit Beiträgen von: Boss, H.; Granda Alonso, E., Hülbusch; K.H., Schürmeyer, B.; Troll, H.; Vetter, C.A. (1.Aufl. 1993)
- Nr. 29 Gut gesät. Mit Arbeiten von: Auerswald, B.; Hülbusch,K.H.; Lechenmayr, H.; Sauerwein, B.; Zollinger, R., (1.Aufl.1993)
- Nr. 30 Kurowski, M. (Red.) Prüfungsreden '91/92. (1.Aufl.1993)
- Nr. 31 Lührs, H. (Red.) Pater Rourke's semiotisches Viereck. -Acht vegetationskundliche Beiträge zur Landschaftsplanung- (1.Aufl. 1993)
- Nr. 32 Lührs, H., Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. (1.Aufl.1994)
- Nr. 33 Vom Regen in die Traufe. (Verwendung des Niederschlagswassers..., Biomüllkompostierung oder häusliche Abfallverwertung ?, Freiraumplanung der Uni. Bremen (1973) . (1.Aufl.1994)
- Nr. 34 Pflege - Fälle (Umgang mit 'Wildwuchs'..., Die Scherweide) (1.Aufl. Dez. 1994)
- Nr. 35 SchauDerGärten -Nachlese Gartenschauen- Böse-Vetter,H.,Hülbusch K.H. (Red), (1.Aufl.1995)
- Nr. 36 Alles Quecke... mit Beiträgen von Bauer,J., Gehlken,B., Ledermann,B. (1.Aufl.1995)
- Nr. 37 Blockrand und Stadtrand mit Beiträgen von Bokeszus,K., Mehli,R., Moes,G. Möller,R. Schneider,C., Schürmeyer,B. Theiling, Chr. (1.Aufl. 1995)
- Nr. 38 StadtbaumSchule -'Vertrauliche Mitteilungen über Bäume', Red.: E. Granda Alonso u. K.H.Hülbusch, (1.Aufl. 1996)
- Nr. 39 Himmel und Hölle - Das Gartenmotiv im Märchen von Annette Hohagen, Malerei auf Wegen von Katharina Hülbusch. und andere Beiträge (1.Aufl. 1996)
- Nr. 40 Freiraum und Vegetation -Festschrift zum 60. Geburtstag von K.H.Hülbusch (1.Aufl.1996)
- Nr. 41 Sylvia Ney, Die Gartenstadt Neu-Siebethsburg in Wilhelmshaven. (1.Aufl.1996)
- Nr. 42 Land und Lüge -Geschichten zur Landschaft- F.Lorberg, F.Bellin, et al. (1.Aufl.1996)
- Nr. 43 Agrarberatung und Agrarkultur und andere Texte von Sigmar Groeneveld (1.Aufl.1996)
- Nr. 44 Bremer Reihen: Plätze in Bremen; Reihenhäusstadt. (1.Aufl.1996)
- Nr. 45 Zu „7000 Eichen“ von Joseph Beuys. 2 Spaziergänge. Ein Führer. (1.Aufl.1997)
- Nr. 46 Das Maß der Dinge. Prüfungsreden 3.; Red: Andrea Appel, (1.Aufl. 1997)
- Nr. 47 „Ich gehe raus - und bin doch zu Haus“ u. andere Texte von Inge Meta Hülbusch (1.Aufl.1997)

Abonnenten erhalten die Notizbücher bis auf Widerruf nach Erscheinen mit Rechnung.

In über 25 Jahren hat Inge Meta Hülbusch vieles zur Freiraumplanung, zu 'Innenhaus und Außenhaus' und zum 'Expertentum im Alltag' geschrieben, vorgetragen und veröffentlicht. Sie hat damit die Debatte zur Freiraumplanung geprägt.

Aus der Arbeits- und Lebenserfahrung der Familienfrau, die professionell bewandert und kenntnisreich informiert ist, formuliert sie Fragen, die Antworten enthalten, ohne diese gleich 'verfügbar' zu machen.

Dazu gehören auch die Gedanken zu 'den Gärten der Anderen', seien es die herrschaftlichen Gärtnerinnen oder die tüchtigen Gärtnerinnen des Alltags.

Einige Arbeiten kommen in der vorliegenden Textsammlung vielleicht etwas zu kurz, weil diese bereits in anderen Notizbüchern abgedruckt, oder noch im Original erhältlich sind. So z.B. Ihre Texte zu 'Leberecht Migge', über Worpsswede, zu den 'Spurensicherungen', zum Dorf, oder die ambitioniert und professionell geführte Debatte zum Widerstand gegen AKWs und Atomindustrie.

'Innenhaus und Außenhaus' gehört seit über 15 Jahren zu den Standardwerken der Freiraumplanung.

Inge Meta Hülbusch

geboren 1937 in (heute) Bremen (-Nord). Aufgewachsen im Teufelsmoor bei Worpsswede. 1Semester Philologie an der Univ.Tübingen. Staudengärtnerinnenlehre in Bremen, dort auch Gärtnergehilfin im Botanischen Garten. Studium der Landespflege/ Landschaftsplanung in Hannover und Kassel. Zwischendrin Heirat mit K.H. Hülbusch, 3 Kinder. Freiberufliche Tätigkeit (Rinteln, Gladbeck, Bremen). Mitarbeit in Umweltinitiativen. Freiberufliche Tätigkeit in Nordhessen (u.a. Praxisforschungsprojekte und (Ost-West-)Spurensicherungen). 1981-1984 Mitarbeiterin der Fraktion 'Die Grünen' im Rathaus Kassel. 1989-91 u.a. Pilotprojekte zur sog. Vorlaufphase der Dorferneuerung in Hessen. (Mit-)Autorin verschiedener Veröffentlichungen zum Dorf. 1992-94 Übernahme einer Vertretung (wiss.Ang.) am Studiengang Stadt- und Regionalplanung an der Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg.